

# U H U

HEFT 1  
OKTOBER  
1924

1 MA



Das  
neue  
Ullstein  
Magazin

Ayuntamiento de Madrid



Die Qualitätsmarke

# Chlorodont

**Zahnpaste**

**Mundwasser**

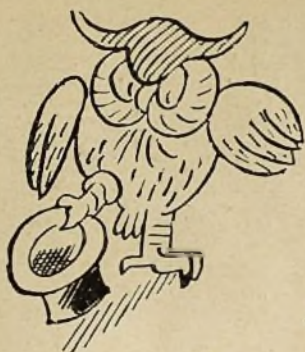
**Zahnbürste**

# Chlorodont

von Millionen täglich im Gebrauch

23

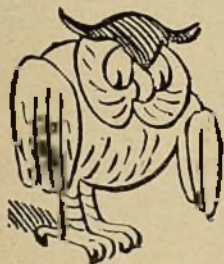




## *Der »Uhu«*

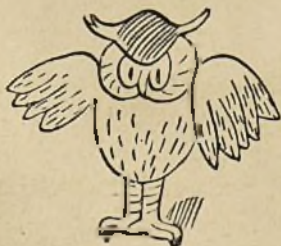
*Wenn einer und er will was lesen,  
Nimmt er sich einen Leihroman.  
Man seufzt, wenn es recht schön gewesen,  
Und fängt sofort den nächsten an.*

*Der Zweite will vom Mars was wissen,  
Die Dritte liebt die Modenschau.  
Der Vierte ist ganz hingerissen  
Vom Bildnis einer schönen Frau.*



*Die Pickford, Jannings und Max Landa,  
Mars, Mode, Bildnis und Roman,  
Nebst Walfischfang bei Haparanda:  
Hier ist's vereinigt, sieh Dir's an!*

*Bald siehst Du mich in allen Gauen!  
Gib acht, gib acht, — Du merkst es bald:  
Was D e i n e unter allen Frauen,  
Das ist dies Blatt im Zeitungswald!*



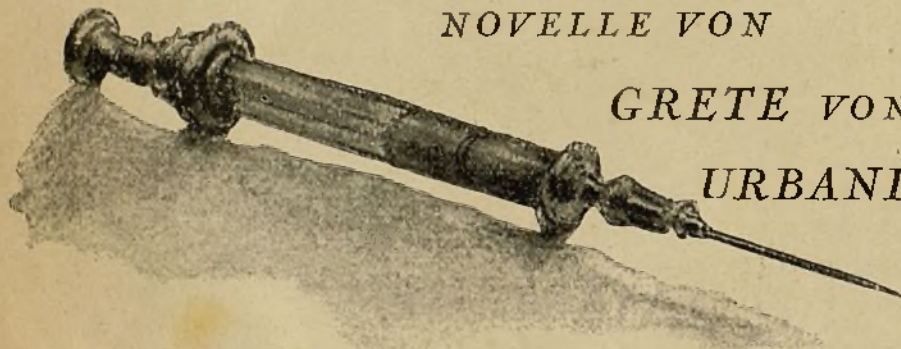


# DIE GROSSE

NOVELLE VON

GRETE VON

URBANITZKI



Die drei Herren, die von Kellnern und Wirt mit ausgesuchter Höflichkeit begrüßt worden waren, hingen mit hastigen Bewegungen ihre Ueberkleider an den wackligen Kleiderständer, dann rückten sie mit einem Aufatmen um den kleinen runden Tisch in der Ecke der Weinstube zusammen. Der Kellner brachte Wein und Gläser, die drei Herren sprachen noch immer nicht. Jeder schien seinen Gedanken nachzuhängen und den Blicken der anderen ausweichen zu wollen.

Der Landgerichtsrat zerteilte plötzlich mit einer weiten Gebärde die mächtigen Rauchfahnen seiner Zigarre, er rieb sich die Hände und sagte dann leichthin, gleichsam um der Stimmung einen Stoß zu geben:

„Es war ein imposantes Begräbnis.“

„Dabei war es gar nicht so einfach, ein kirchliches Begräbnis zu erreichen,“ erklärte der junge Arzt und hob sein zerfurchtes Gesicht. „Zwei Stunden stritt ich mit dem Pfarrer, bis er mir glauben wollte, daß Drösendorf geistig umnachtet war, als er sich erschöß.“

„Das war aber auch schwer zu begreifen,“ sagte der Dritte, Ingenieur Kehler. „Drösendorf war ein unermüdlicher Arbeiter, er leitete seine Fabrik allein — niemand hatte jemals etwas von Geisteskrankheit an ihm bemerkt.“

„Wir Aerzte sehen da besser,“ entgegnete der Arzt überlegen. „Ich will nicht über diesen Fall sprechen, aber eines darf ich sagen: was Drösendorf in den Tod trieb, war die Krankheit unserer Zeit. Er sehnte sich nach der Flucht. Aber die Trug Erfüllung, die seine Sehnsucht fand, sie hat ihn dann in die letzte Ferne, in den Tod getrieben.“

„Ich verstehe kein Wort,“ sagte der Landgerichtsrat ungeduldig und reckte die breite Brust. „Wovor hätte Drösendorf fliehen sollen? — War er unheilbar krank — nein, er war es nicht, er gehörte nicht zu denen, die alle Wege zur Erfüllung versperrt finden. Seine Arbeit machte ihm Freude, er hatte viel Geld —“.

„Wir wissen nichts voneinander,“ sagte der Ingenieur leise. „Täglich saßen wir mit ihm zusammen — aber wir wußten nichts — und so ist sein Tod nur das Sicht-



# FLUCHT

barwerden der großen Unbekannten, die in der Gleichung jeden Lebens ist.“ Er senkte die Stimme noch mehr, und der Arzt mußte sich vorbeugen, um das hastige Flüstern zu vernehmen. Der Landgerichtsrat warf sich in seinem Sessel zurück, und ein spöttisches Lächeln glitt über sein rotes Gesicht.

„Wir wissen nicht,“ flüsterte der Ingenieur. „Der Wunsch nach Flucht vor dem eigenen Ich ist die wildeste Sucht in unserer Zeit. Ueberall sehe ich sie. Ich kann sie in allem erkennen, was Menschen tun, in der Hast ihrer Arbeit, in ihren gierigen Festen, in ihrer qualvollen Freude an allem Fernen, in ihrer Liebe auch —.“

„Sie dozieren wieder einmal,“ warf der Landgerichtsrat ein. Da schwieg der Ingenieur wie ertappt, und sein schmaler, nervöser Kopf sank zwischen die Schultern.

„Man hätte Drösendorf internieren sollen,“ grollte der Landgerichtsrat.

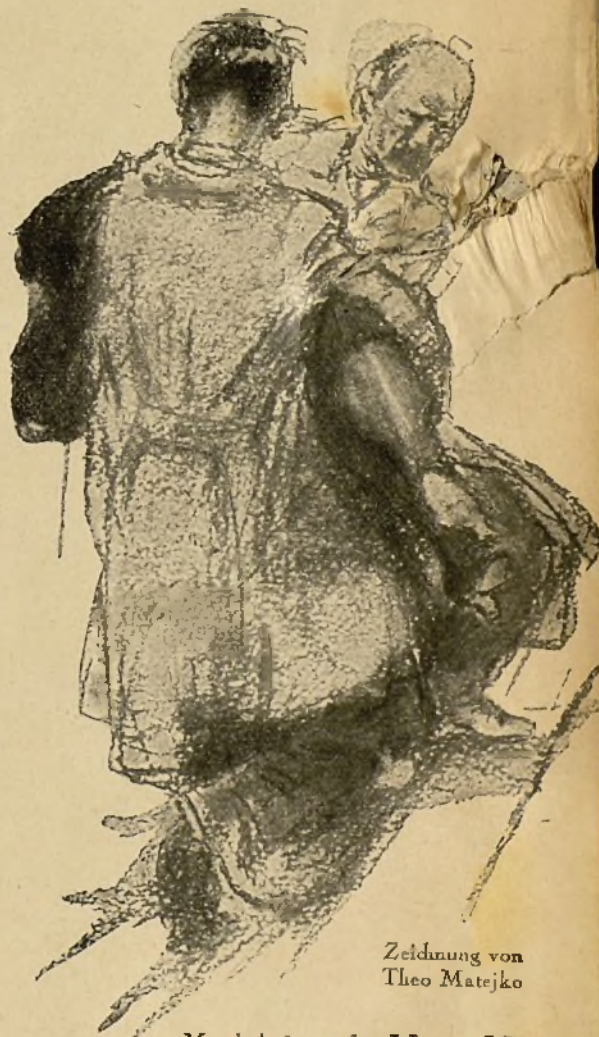
„Das wäre die Pflicht der Aerzte gewesen, wenn sie schon schärfer sahen als wir anderen.“

„Als Arzt gebe ich Ihnen recht,“ sagte der Arzt sehr ernst. „Aber als Mensch vermag ich das nicht so klar zu entscheiden. — Und als Mensch habe ich einmal einen Fall erlebt...“

„Erzählen Sie!“ rief der Landgerichtsrat und sog an seiner Zigarre. „Das wird uns auf andere Gedanken bringen.“

„Ich war damals zweiter Assistent an der Klinik B.,“ begann der Arzt. „Meine

kurz bemessene freie Zeit verbrachte ich in dem Hause eines angesehenen Rechtsanwaltes. Seine Tochter — aber ich will Sie



Zeichnung von  
Theo Matejko

Man hob sie aus dem Wagen. Wie ein Tier begann sie zu schreien, langgezogen und schrecklich.



nicht mit einer Liebesgeschichte langweilen — ich durfte nicht daran denken, mich ihr zu erklären, ich wäre ja damals verhungert, wenn nicht mein guter Vater immer wieder ausgeholfen hätte. Aber es war beschlossene Sache für mich: wenn ich die Stelle als erster Assistent in der Tasche hätte, dann . . . Aber dann kam die merkwürdige Veränderung in dem ganzen Wesen des jungen Mädchens. Die Eltern klagten, daß Helene sich stundenlang in ihrem Zimmer einsperre, sie wurde launenhaft, „nervös“, wie man so sagt.“

„Sie war hysterisch, das kommt ja oft vor,“ sagte der Landgerichtsrat.

Der junge Arzt nickte. „Ja, so dachte ich ich damals. Mein Gott, ich hatte ja Zugang in Vorlesungen und Büchern gehört und gelesen, daß junge Mädchen in einem gewissen Stadium der Entwicklung seelischen Störungen unterworfen sind — und Helene war noch sehr jung. — Ich beruhigte auch die Eltern mit dieser Erklärung, ich hielt alles für vorübergehend und bedeutungslos, auch dann noch, als man Helene immer öfter auf sinnlosen Lügen ertappte, als es zu erregten Auseinandersetzungen mit ihrem Vater wegen Geld, ja, wegen Geld kam — als Helene die abenteuerlichsten Geschichten erzählte, um ihre Geldforderungen zu erklären.“

„Sie hatte einen heimlichen Liebhaber?“ Der Landgerichtsrat lachte.

„Man kann es so nennen, wenn auch in ganz anderem Sinne,“ sagte der Arzt ruhig.

„Helene merkte, daß ihre Eltern mich in ihr Vertrauen zogen, daß manches Gespräch abbrach, wenn sie in das Zimmer kam.“

„Sie begann Sie zu hassen?“ fragte der Ingenieur, er fragte es feindselig und mit seltsam erregtem Tonfall in der Stimme. Der Arzt sah dem Ingenieur fest in die

Augen: „Man haßt den Arzt, der mit der Sonde an die heimliche Wunde rührt,“ entgegnete er ruhig, und der Ingenieur erblaßte.

„Ja, sie haßte mich,“ fuhr der Arzt fort. „Sie begegnete meinen forschenden Blicken mit offener Feindschaft, und ich hätte am liebsten meine Besuche in diesem Hause eingestellt, wenn mich nicht der Rechtsanwalt beschworen hätte, ihn nicht im Stiche zu lassen.“

Der Arzt sah eine Weile vor sich hin.

„Eines Morgens rief man mich telephonisch in das Haus. Ein Unglück sei geschehen. — Ich raste hin, ich lief an den schreienden Menschen vorbei, ich beugte mich über ihr totenblasses Gesicht. — Die Fenster standen weit offen, man merkte fast nichts mehr von dem entströmten Gas. — Als Helene unter meinen Bemühungen aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte, traf ihr erster Blick mich — ein Blick abgründigen Hasses, daß ich fast zurückschmele. — Die Eltern waren nicht zu halten. Trotz meines Verbotes bestürmten sie ihr Kind mit Fragen. Warum, warum nur? Warum, warum hatte sie sterben wollen?“

„Der Liebhaber!“ warf der Landgerichtsrat wieder ein, während der Ingenieur mit zitternden Händen eine Zigarette anzündete.

„Ja, der heimliche Liebhaber,“ nickte der Arzt mit einem traurigen Lächeln.

„Wir fanden ihn dann . . .“

„Famos, das müssen Sie erzählen!“ schrie der Landgerichtsrat dröhnend.

„Ich griff unter ihr Kissen, um sie zu stützen, um ihr etwas Milch einzuflößen. Da spürte ich — so schwach sie war, sie rang mit mir, als gelte es ihr Leben, sie spie mir in das Gesicht, sie biß, — aber ich hielt in meinen Händen die kühle, silberblinkende Spritze. — Morphium.“



„Die große Flucht,“ sagte der Ingenieur,  
und er duckte sich wie unter einer Last.

„Aber warum? warum? Das kann doch  
kein Mensch begreifen!“ rief der Land-  
gerichtsrat.

„Ich verstehe es auch heute noch nicht,“  
bekannte der Arzt. — „Ich berief einen  
gewiegten Psychiater zum Konsilium. —“

„Der riet sofort zur Internierung?“ Der  
Ingenieur zündete sich eine neue Zigarette  
an der letzten an.



„... Sie hatte einen  
heimlichen Liebhaber ...“



Der Arzt sah in sein Glas, als suche er etwas in seinem grünen Licht.

„In schöneren Zeiten hatte ich oft mit Helene Ausflüge in die Umgebung gemacht — sie war eine eifrige Skiläuferin. Und nun — es gab nur einen Ausweg, um Aufsehen zu vermeiden, um für Helene selbst das Unabwendbare am leichtesten zu gestalten: Ich war das Mittel für den Betrug. Helene lag mit zuckenden Lippen auf ihrem Lager, wir verstanden nicht, was sie flüsterte, ihre Augen tranken Bilder, die ferne unseren Sinnen waren. Als ich sie anrief und ihr sagte, daß sie mit mir kommen solle, wir würden eine Fahrt in das Schneeland hinaus machen, öffnete sie endlich ihre Augen, und es geschah, was der Psychiater vorausgesagt: sie erklärte sich bereit, mit mir hinauszufahren. — Nur dann, als ich einen Augenblick mit ihr allein war, — sie saß in einem weiten Mantel gehüllt auf ihrem Bett, und auf ihren roten Lippen blühte ein wissendes Lächeln um Wonnen, die uns fremd sind, da faßte sie plötzlich nach meinen Händen: „Sie werden mich nicht verraten — es war nur dieses eine Mal — ich hatte so große Schmerzen — und wir fahren wirklich hinaus in den Schnee — sehen Sie mir in die Augen, lügen Sie nicht — alle lügen, aber Sie — jetzt können Sie beweisen, daß Sie mich lieben!“ — Aus ihrer Stimme sprach namenlose Angst, und es war zum erstenmal, daß Helene von meiner Liebe zu ihr sprach. — Und da, sehen Sie meine Herren, da stieg ein furchtbarer Zweifel in mir auf: war ich im Recht? Durfte ich das tun, was meine Pflicht als Arzt gebieterisch forderte, was sie retten konnte — und das doch irgendwie ein Verrat war und Mißbrauch eines Vertrauens? Es war nicht Zeit zu überlegen, die Eltern und der Psychiater warteten

draußen. Es war gewiß Unsinn, was ich da dachte. Wenn ich mit meinem Betrage nicht half, dann mußte die Internierung mit Gewalt erfolgen, es stand ja gar nicht in meiner Macht, sie aufzuhalten, sie zu verhindern. Ich war nur dazu da, um überflüssige Erregungen zu vermeiden. Ja, gewiß, ich sagte mir das alles — und wurde doch die eine Stimme in mir nicht los, die immer wieder sagte: du begehst Verrat.

Unten wartete der Wagen. Ich saß neben Helene und stützte sie. Sie war wieder in den seltsamen Zustand versunken, der Traum ist und Rausch und von dem die Gesunden nicht wissen. — Es war sentimental, und es war töricht, aber ich mußte daran denken, wie ich in den langen Monaten so oft geträumt, mit Helene in einem Wagen zu sitzen, — mit meiner jungen Frau, — irgendwohin zu fahren, in ein Land der Träume, einem Erfüllen entgegen. — Sie sprach manchmal leise, aber ich konnte sie nicht verstehen. — Dann hielt der Wagen mit einem leisen Ruck. — Und jetzt, als grelles Licht in den Wagen fiel, als zwei Männer in weißen Mänteln den Wagenschlag öffneten — da wußte Helene plötzlich alles. — Hätte sie mich da beschimpft für meinen Betrug, hätte sie härteste Worte für mein Tun gefunden, ja, hätte sie mich geschlagen, alles wäre leichter zu ertragen gewesen. Aber sie klanmerte sich an mich, sie barg ihren Kopf an meiner Brust — und in ihrer Stimme zitterte Liebe und ein grenzenloses Vertrauen, als sie mich beschwor, ihr zu helfen, sie zu beschützen. Sie wissen, wir Aerzte können in dem Kranken keinen vollwertigen Menschen sehen, es gehört zu unserem Handwerk, nicht immer die Wahrheit zu sagen, — denn nicht immer will der Kranke, daß wir ihm helfen, oft ist er ein heimlicher Verbündeter



seines Leidens, das er inbrünstig liebt. Aber dennoch, als ich im Wagen blieb, als ich leise über ihre gekrampften Hände fuhr und ihr zusprach, und doch gleichzeitig wußte, daß die Aerzte nun mit der Aethermaske kommen mußten, um ihren Widerstand zu brechen — da war jäh der wahnsinnige Wunsch in mir, etwas gegen diese Männer zu tun, deren Antlitze Ungeduld und leisen Triumph verrieten, den Wagen anzukurbeln, davonzufahren. Das alles war die leidvolle Ewigkeit einiger Minuten. Ich kannte meine Pflicht, ich blieb. Dann drang der süßliche Geruch des Aethers in den Wagen — Helene wehrte sich verzweifelt, dann erstarb ihr Widerstand, sie begann zu schreien, langgezogen und schrecklich, wie ein Tier. Man hob sie aus dem Wagen. Ich taumelte, als ich aus dem Wagen stieg und sehen mußte, wie man sie auf einer Bahre hinauftrug — die kühle Luft tat mir gut. — Dann hörte ich ihr Schreien nur noch von ferne, aus einem Fenster der Anstalt brach kühles, weißes Licht.

Ich fühlte eine leichte Hand auf meiner Schulter und sah auffahrend in das bärartige Gesicht des Psychiaters. „Sie sind blaß, Herr Kollege,“ meinte er gütig. „Sie haben das wohl zum erstenmal erlebt?“ Ich nickte nur, sprechen konnte ich nicht. „Das sind die schlimmsten Fälle in unserer Praxis,“ fuhr der alte Herr fort, „wenn die Menschen ihr Ich fortwerfen wie eine Last, wenn sie das Göttliche der freien Willensbestimmung hingeben für den Rausch, den eine Droge gibt. Ich verstehe Sie, es ist nichts schwerer, als einen Menschen — und zudem einen, dem man näherstand, so behandeln zu müssen, wie einen, der selbst nicht über sich verfügen kann.“ Ich fröstelte in der kalten Luft und sah forschend zu dem erleuchteten Fenster hin-

auf, aus dem nur noch vereinzelt schrille Schreie drangen.

„Jetzt wird sie bald Ruhe geben“, krächte eine junge Stimme, und ich sah die Brillengläser des Anstaltsarztes funkeln. Im roten Schein einer Zigarre leuchtete ein verkniffenes, höhnisches Gesicht auf. Wütender Haß würgte mich. Da hatte ich sie wieder gefunden, jene Spezies Arzt, der man immer wieder begegnet: den Mißratenen, dessen Triumph es ist, daß Menschen leidend unter seine Macht kommen. Aber schon war das häßliche Gesicht wieder im Dunkel verschwunden, der Psychiater nahm mich unter den Arm und führte mich zu dem Wagen. Ich erinnere mich fast an jedes Wort, das er damals auf der Rückfahrt durch die dunklen Landstraßen mit mir sprach, und es war die Stunde, in der ich erkannte, was es heißt, ein Arzt zu sein — im letzten, im wesentlichsten Sinne. Es ist mehr noch ein Kampf um die Seelen, um den einen Funken, wissen Sie. Denn alles ist Krankheit, was das Ich verschütten will — wir kämpfen gegen den Teufel und seine Macht, ohne Scheitern und Bann — und manchmal sind wir Sieger.“ Der junge Arzt schwieg und plötzlich herrschte Schweigen an dem Tisch in der Ecke.

Dann begann wieder der Landgerichtsrat zu sprechen. „Auch ich kann Ihnen einen Beitrag zu diesem Thema liefern, und meine Geschichte hat den Vorzug, daß sie hier in unserer Stadt spielt, daß sie in den letzten Tagen ihr Ende fand.“ „Sie sollten nicht so viel rauchen,“ sagte der Arzt zu dem Ingenieur, der jäh verwirrt aus seinen Grübeleien auffuhr.

„Verzeihen Sie,“ sagte der Arzt leicht hin, „es fiel mir nur auf.“

„Hier sind wir nicht im Beruf“, gab der Ingenieur verstimmt zurück. Der

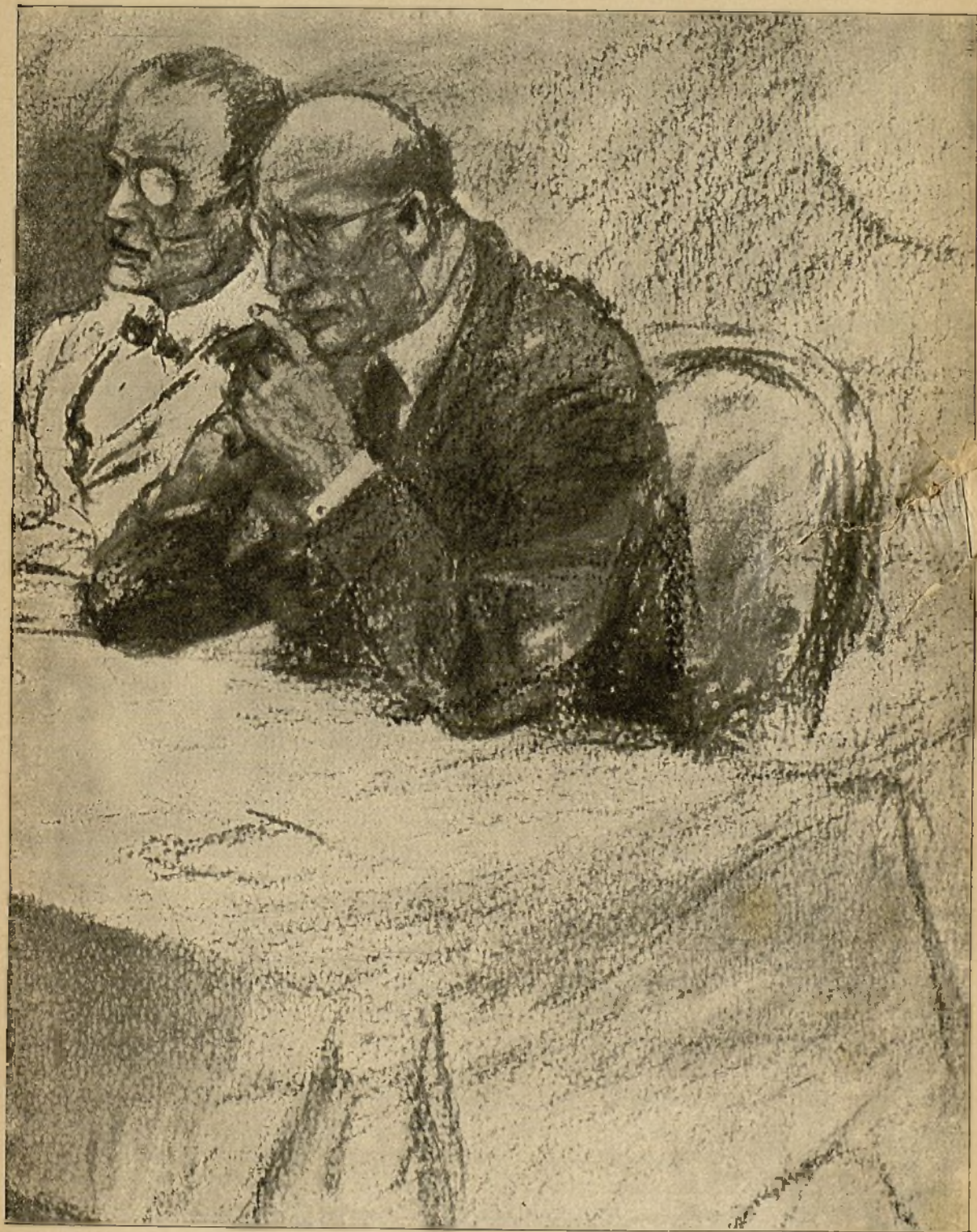




„ . . . Ich habe die Macht der Droge erprobt — und ich habe mich befreit —

Ayuntamiento de Madrid





ganz allein, wissen Sie . . . ohne Arzt."

Zeichnung von Theo Matejko

Ayuntamiento de Madrid



Landgerichtsrat tat einen tiefen Schluck aus seinem Glase, dann begann er:

„Vor zwei Wochen lief eine Anzeige ein, daß der Tod eines reichen, russischen Aristokraten, der seit einem Jahre hier in der Stadt wohnte, unter merkwürdigen Umständen erfolgt sei. Ich bekam den Akt und wurde mit der Untersuchung des Falles betraut.

Der Obduktionsbefund hatte Vergiftung mit Morphium ergeben; die Aerzte erklärten den Fall für sehr einfach und lächelten ein wenig über meinen Eifer. Der reiche Russe war eben ein Morphinist gewesen, er hatte entweder eines Tages eine zu große Dosis genommen oder in einem Anfall von Schwermut, wie er bei diesen Kranken so häufig ist, selbst die tödliche Dosis gewählt. Sehr klar und einfach nach der Meinung der Aerzte. Nun, ich ließ mich nicht so kurz abspesen. Es gab da so manches, das mir zu denken gab: der junge Russe war unermesslich reich, er war erst seit einem Jahre, nach dem Tode seines Vaters, in den Besitz dieses Vermögens gelangt. Eine Umfrage bei seinen noch lebenden Verwandten ergab, daß niemandem von der unglückseligen Leidenschaft des jungen Mannes etwas bekannt war. Also war er der Droge erst seit jener Zeit verfallen, da er in unserer Stadt weilte. — Das erste, was ich tat, war, mich mit dem Rechtsanwalt des Verstorbenen in Verbindung zu setzen. Und da erfuhr ich etwas, was meine Ahnung bestätigte. Der Russe hatte ein Testament gemacht, ja, ein ganz richtiges Testament. Und dieses Testament war sechs Monate nach Flüssigmachung seines Erbes verfaßt worden. Immerhin seltsam, nicht wahr, daß einer sein Testament macht, nachdem er vor wenigen Monaten erst das Verfügungsrecht über sein Erbe erhalten, ein junger

Mensch, gesund und blühend. Als Haupterben nach den Pflichtteilen an Verwandte und einigen Legaten bezeichnete das Testament eine Frau. Eine Frau, die hier lebte, deren Name selbst mir, der ich doch die ganze Gesellschaft hier kenne, völlig unbekannt war. Auch der Rechtsanwalt wußte nichts Näheres über sie zu sagen. Er erinnerte sich nur, daß der Russe diese Frau kurz vor dem Tode seines Vaters in Cannes kennengelernt hatte.“

„Ich verstehe das nicht recht“, meinte der Ingenieur. „Wenn doch die Aerzte sagen, daß der Russe ein Morphinist gewesen, wozu mußte man da noch sein Privatleben durchstöbern? Es war doch einwandfrei erwiesen, daß er sich selbst vergiftet hatte.“

Der Landgerichtsrat lachte: „Genau so sprachen auch die Aerzte“, sagte er. „Man hielt mir vor, daß der Russe in der Nacht seines Todes allein in seiner Wohnung gewesen sei, der alte Diener hatte ihm noch einen Tee gebracht, und morgens hatte man ihn dann tot in seinem Schlafzimmer gefunden. — Dennoch, es stimmte da etwas nicht. Und ich forschte weiter, obwohl ich alle gegen mich hatte, die Aerzte, die Dienerschaft auch und einen Onkel, den der Rechtsanwalt wegen der Verlassenschaft telegraphisch herbeigerufen hatte. Besonders dieser beschwor mich, jedes Aufsehen zu vermeiden — sein Legat war übrigens größer ausgefallen, als er erwartet hatte, und er drängte darauf, daß die Akten rasch geschlossen würden.

Ich lud die Frau, die des Russen Vermögen erben sollte, in mein Büro. Und sie kam. Eine schlanke Person, nicht eigentlich schön, aber von jenem Typus, dem wir Männer so leicht erliegen, weil er Un-erhörtes zu versprechen scheint. Sie sah mich hinter halbgeöffneten Lidern an —



trotz aller Voreingenommenheit erschien sie mir eher wie ein gehetztes Wild, als wie die gefährliche Jägerin, die ich in ihr erwartet hatte.

Ihre Stimme war nicht nur müde, sie zerbrach jede Kraft, die sich ihr entgegenstemmen wollte, ja, sie war wie leise dahinrauschendes Wasser, in das man mit dem plötzlichen Wunsche blickt, in ihm zu versinken.

Sie gab mir vorbehaltlos Auskunft.

„Ich lebe von einer Rente, die mir ein levaninischer Kaufmann hinterließ, mit dem ich kurze Zeit verheiratet lebte. — Ständigen Wohnort, nein, das kenne ich nicht, ich reise auf der Welt umher. — Warum, ja, ich weiß es nicht.“ In Cannes hatte sie den Russen kennen gelernt. Ja, sie sei seine Geliebte gewesen.

„Er hat mich sehr geliebt“, sagte sie leise.

Sie fuhr sich mit einem Tüchlein über die Augen, dem schweres Parfüm ausströmte.

„Mit ihm habe ich alles verloren“, flüsterte sie. „Ich will darum nicht mehr lange hierbleiben.“

Nur das Testament. Ja, das wollte sie abwarten. Und dann werde sie alles zu Gelde machen und weit fort gehen. Sehr weit.

„Was will man eigentlich von mir?“ fragte sie plötzlich. „Kann man den Toten nicht ruhig schlafen lassen?“

Von seinem Laster wußte sie nichts. Ja, sie hätte wohl gemerkt, aber es hätte nicht in ihrer Macht gestanden...

Ich ließ sie gehen. Aber mein Verdacht war noch verstärkt worden.

Wir konnten nicht eruieren, woher sich der Russe sein Rauschmittel verschafft hatte. Da ordnete ich kurzerhand eine Haussuchung bei seiner Geliebten an.

Diese Untersuchung ergab zuerst nichts, aber mein Kommissar — übrigens ein geschickter Bursche und schon Meister in der Kunst des Menschenfanges — beobachtete, daß sie während der Amtshandlung ein Täschchen nicht aus den Händen ließ. So fanden wir den Brief.

Er war aus Cannes, und der ihn schrieb, war Oberkellner eines Luxushotels. Er drohte, die Geduld zu verlieren, wenn die „Sache“ nicht bald erledigt wäre. Und ob der Herr mit dem russischen Geld noch nicht „so weit sei“, vom Testament allein hätten sie beide nichts.

Ich ließ sie mir vorführen und sagte ihr auf den Kopf zu: „Sie haben den Russen zuerst dazu gebracht, Sie zur Universalerbin zu machen, dann haben Sie ihn zum Morphiummißbrauch verleitet, um sich in den Besitz des Geldes zu setzen.“

Sie leugnete. Noch niemals sah ich einen Verbrecher so hartnäckig und sicher leugnen. Ruhig bekannte sie, daß ihr Liebhaber in Cannes von dem Laster des Russen unterrichtet gewesen sei, und daß er nach Art aller Erben ungeduldig die Auflösung des Russen erwartet habe.

Wir ließen nicht locker. Aber diese Frau hatte Nerven. Sie gab nicht nach.

„Ihre Nachforschungen haben doch ergeben, daß ich in der Nacht seines Todes nicht bei ihm war, was wollen Sie von mir?“ fragte sie immer wieder mit ihrer dunklen Stimme, deren Bann ich mich nur mit Mühe entziehen konnte.“ —

„Und nun wollen Sie die Anklage wegen Mordes erheben?“ fragte der Arzt. „Das wird nicht so leicht sein, oder gibt es einen Paragraphen: Anstiftung zum Selbstmord?“

Fortsetzung auf Seite 102



# K Ö R P E R -

## *D e r W a n d e l i m*

*von Prof. Dr. Eugen Holländer*

*Nicht immer war die schlanke, hüftenlose Frau das Ideal ihrer Zeit. In der Frau zeigt sich das Schönheitsideal des Mannes; bald galt eine volle und weibliche Figur für die schönste, bald eine vermännlichte und jünglingshafte. Überraschend ist bei diesem ständigen Wechsel die Geschmeidigkeit des Frauenkörpers, mit der er den Anforderungen der Mode gerecht wurde, erstaunlich die Mühen und körperlichen Beschwerden, die die Frau auf sich nahm, um den Modewünschen ihrer Epoche gerecht zu werden.*

**I**m Begriff der Mode liegt es, daß jedermann sie mitmachen kann. Nun ist der Skelettbau eine feststehende Größe, mit welcher der Besitzer rechnen muß. Es ist deshalb für ihn eine peinliche Angelegenheit, wenn seine eigene Körperform in eine Epoche fällt, bei der gerade die gegensätzliche Form „modern“ ist. Und tragikomisch sind dann die Bestrebungen, sein Naturschicksal auf den Kopf zu stellen. Solche Bestrebungen sind nicht nur möglich in den Zeitaltern der Schneiderateliers. Auch bei den Wilden kennen wir schon die gewaltsame Umpressung des Körperbaus, und werden auch diese kurz besprechen. Die Aufgabe des Folgenden ist nun, neben der Konstatierung der Tatsachen die inneren Zusammenhänge zu suchen, einmal in der Richtung der Bildung dieser extremen Körper-

bauverschiedenheiten, sodann weiterhin zu untersuchen, ob die Inthronisation des einen oder des anderen Schönheitsideals etwa der Laune der Künstler oder der Schneider entspringt — oder vielmehr tieferen, im Volke selbst wurzelnden Motiven.

Natürlich gibt es ein männliches und ein weibliches Schönheitsideal. Die Formen des weiblichen aber sind in einem so viel höheren Grade ausgesprochen, daß die Verschiedenheiten auch dem Laien leichter zum Bewußtsein kommen. Da ferner zu fast allen Zeiten die ausübenden Künstler als Vertreter des männlichen Geschlechtes sich für den weiblichen Körper begeisterten, so besitzen wir von diesem das größere und nuanciertere Dokumentenmaterial.

Eine große Anzahl moderner literarischer Erzeugnisse behandelt die Schön-



# MODERN

## *Schönheitsgeschmack*

heiten des weiblichen Körperbaus. Wir finden in diesen zahlreiche Abbildungen nackter Frauen und Mädchen in allen möglichen Stellungen, mit hoch und niedrig sitzenden Brüsten und geraden und gewölbten Extremitäten. Nirgends wird, so weit ich sehe, der Versuch gemacht, an die Wurzeln dieser Gegensätze zu gehen und Verbindungen zu suchen zwischen dem körperlichen Aufbau und der inneren Konstitution, die sich doch erst das äußere Gepräge schafft; denn embryologisch betrachtet, bildet sich ja der äußere Körperbau erst sekundär. Wohl ist jedem Künstler der sogenannte Kanon des Polyklet bekannt und damit das Bestreben der antiken Meister der Plastik, genaue Maßverhältnisse des Körperbaus zu konstruieren und Abstände im Einzelnen, so z. B. die relativen Größenverhältnisse zwischen Kopf und Körperlänge. Durch Vergleich dieser mit z. B. dem modernen Fritzschen Proportionsgesetz ergeben sich zwar feinere Unterschiede zwischen dem antiken und dem modernen Typus, und auch wertvolle Aufschlüsse in Bezug auf Rasseneigentümlichkeiten, aber dieser Maler- und Bildhauerkanon, über den ja auch Albrecht Dürer das bekannte Werk hinterließ und mit dem sich auch eingehend der Renaissance-Uebermensch Leonardo da Vinci beschäftigte, hat nichts, garnichts, mit dem



Der Wandel im Schönheitsgeschmack:  
Das Frauenideal des Urmenschen  
Figur aus der frühen Steinzeit





Die Frauenfigur um 1896  
mit dem durch das Schnüren verunstalteten Körper:  
Die Tänzerin Cléo. Von Falguière

vulgären Schönheitsideal zu tun. Eine Frau kann restlos alle Forderungen des Griechen-Kanons erfüllen und doch von schauderhafter Häßlichkeit sein.

Für den Normalwuchs des Menschen verantwortlich ist in erster Linie das Skelett. Die Größenverhältnisse scheiden hierbei für uns zunächst aus, denn die Länge ist ja nur ein relativer Begriff und ein kleiner Körper kann ebenso wie ein großer restlos symmetrisch gebaut sein. Ein schneller Blick nach dem alten Potsdam und den großen Kerlen der Preußenkönige läßt uns schwer erkennen, daß diese langen Grenadiere nichts mit einem Schönheitsbegriff zu tun haben, sondern ein Objekt der Sammelwut waren. Für die militärische Veranlagung der Preußenkönige bedeutete diese Riesenkompagnie dieselbe Belustigung, wie bei gleichzeitigen andern Souveränen Porzellan oder mittelalterliche Rüstungen Sammelobjekt waren. Erst durch den japanischen Krieg, der die Tüchtigkeit der Kleinen in militärischer Hinsicht bewies, ging der Schwarm für die Länge der Soldaten verloren.

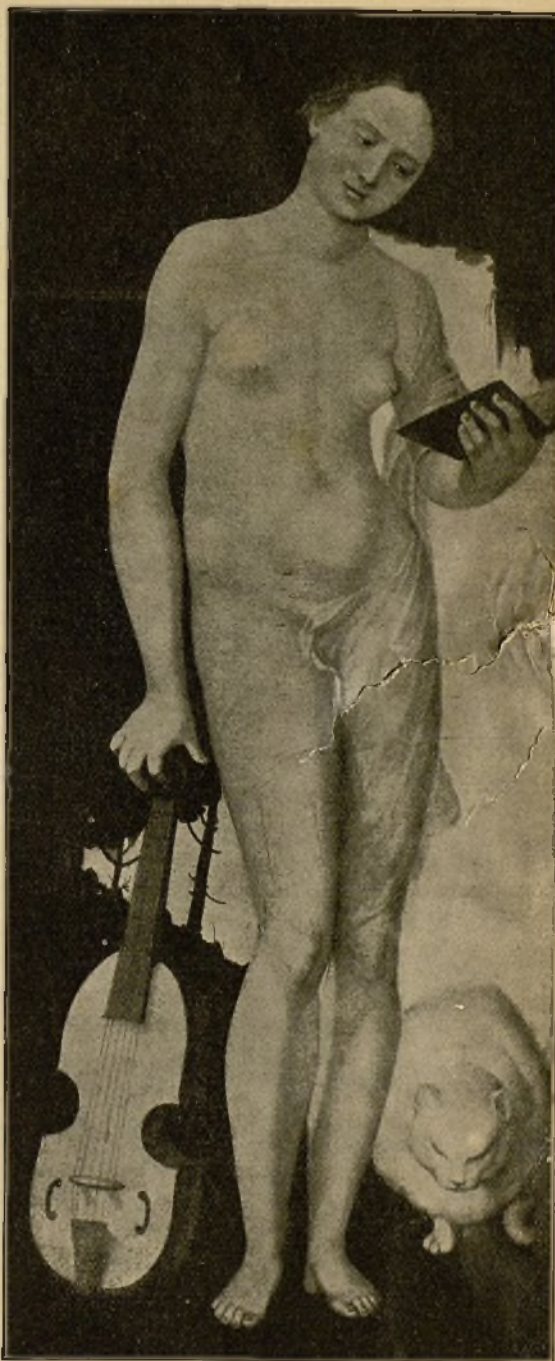
Das Schönheitsideal wird aber auch, und für das Laienauge beinahe ausschließlich, durch die knochenbedeckenden Weichteile gewährleistet. Hier spielt natürlich das Alter eine entscheidende Rolle. Ein alternder und verwelkter Körper steht und stand immer außerhalb der Liste einer Schönheitskonkurrenz. Dagegen ist Frühreife



oder Vollreife seit jeher im Mittelpunkt einer wechselnden kritischen Körperbetrachtung gewesen. Zu den Kriterien eines geschlechtsreifen und sogar schon alternden Menschen gehört ein Fettansatz, der auch in einem gewissen Unabhängigkeitsverhältnis zur Nahrungsaufnahme sich befindet. Dieser Fettansatz hat nun zu allen Zeiten bei der Beurteilung des jeweiligen Schönheitsideals eine bedeutende Rolle gespielt, weil derselbe bis zu einem gewissen Grade durch verminderte oder vergrößerte Nahrungsaufnahme und durch andere hier nicht näher zu charakterisierende Manipulationen und Prozeduren beeinflussbar ist. So ist der Fettansatz das einzige Mittel, eine scheinbare veränderte Körperform vorzutäuschen. Auf diesen Punkt werden wir später noch deshalb genauer zurückkommen müssen, weil derselbe in dem augenblicklich so überaus pointierten und auf die Spitze getriebenen Schönheitsideal eine dominierende Stellung einnimmt.

Vom Leben, Treiben, den Gewohnheiten des Vormenschen der Diluvialzeit wissen wir fast nichts. Notdürftig können wir uns sein Leben rekonstruieren aus allerlei Ueberlegungen.

Die Altkulturen dann, wir denken in erster Linie an die zum Teil ja erstaunlichen Leistungen im Zweistromland, im Nilland, am Indus und Ganges, in Alt-Amerika zeigen noch Erinnerungen an das urmenschliche weibliche Schönheitsideal. Bloss haben die vorher so geschätzten Körpermassen erhebliche Reduzierungen sich gefallen lassen müssen. Die Grenzen der kolossalen Weiblichkeit sind eingengt, aber der Sexualcharakter ist durch



Der unverbildete Frauenkörper  
Die Musik. Gemälde von Hans Baldung  
(Erste Hälfte des 16. Jahrhunderts)  
*Phot. Bruckmann*



den Gegensatz vielleicht noch mehr betont. Dies erreichte man durch die Erfindung der Taille. Die Einschnürungsmöglichkeit zwischen Brust und Becken durch das hier vollkommene Fehlen d. h. Verschwinden der Rippen (deren Andeutung wir noch in den sog. Inskriptionen der Bauchmuskulatur erkennen können), gab hierzu die Möglichkeit. Meist oder vielfach finden wir durch Gürtel und Metallringe die Taille zur Wespenfeinheit eingeschnürt. Hierdurch markiert sich die noch von Hesiod und Homer besungene und gepriesene ausladende Hüfte noch stärker, heute die Angst und der Schrecken unserer Schwestern und Frauen. Die Betonung einer vollen, wenn auch kugelig oder halbkugelig gewachsenen Busenform ist das Ideal vieler Jahrhunderte, besungen von den ersten Dichtern der Menschheit und dargestellt von der schon in Technik gereiften Künstlerhand. Idealgestalten dieser Geschmacksrichtung finden wir eingeschnitten als kleine Kunstwerke der babylonisch-assyrischen Epoche in Halbedelsteinen, wir finden sie in den Goldarbeiten und den keramischen Erzeugnissen jener interessanten minoisch-kretischen und mykenischen Kultur.

Die dritte Epoche ist charakterisiert durch eine weitere Abschwächung der Sexualbetonung mit einer beinahe vollendeten Verneinung derselben. Diese Epoche des asexuellen Schönheitsideals, der nur eben angedeuteten sekundären Geschlechtsmerkmale, der Herabführung des Schönheitsideals in ein Alter der ersten knospenden Erfüllung, ist am ehesten der Frühepoche der Griechenkunst zuzusprechen. Doch unter ihrem Einflusse haben auch die anderen Völker sich in ihrem Schönheitsbedürfnis diesem letzten Entwicklungsstadium des Schönheitsideals,

der Annäherung des weiblichen Körpers an den männlichen, angeschlossen. In weiterer Konsequenz dieser Verwischung des Sexualcharakters haben die Griechen unter völliger Verschmelzung der Körperbildung der beiden Geschlechter einen androgynen Typ geschaffen, und diese Mischung der schönen mittleren Körperform zum Ideal ihrer plastischen Sünde gemacht. Später erhoben sie den Hermaphroditos zur Gottheit. In Verkennung der Entwicklung dieses Körperideals hat dies phantasiereiche Griechenvolk sich einen lieblichen Mythos erdacht, der die Geburt des Hermaphroditos begründet. Aber dieser Mythos trifft wenigstens die natürliche Bildung in ihrer Wesensart. Eine verliebte Quellnymphe reißt einen sich über das Wasser beugenden Jüngling in die Tiefe und in heftiger Liebe ihn umschlingend werden in diesem Symplegma beide zu einem Wesen. So suchen denn auch die frühen Künstler der klassischen Epoche die Schönheiten beider jugendlichen Körper zu einem Ganzen zu vereinen.

Wie erklärt sich nun die wechselnde Körperform rein organisch? Ist der weibliche Körperbau uniform oder gibt es abgesehen von der zeitlich wechselnden Körperfülle auch im Skelettbau divergierende Extreme? Sind die hoch oder tief angesetzten, die übervollen und dürrfügen Brüste, die Gradlinigkeit der Extremitäten, die breiten ausladenden Hüften und die Schlankheit des Mittelkörpers nur die Folge einer verschiedenen Ernährungsweise? Hat der Sport oder eine fehlende Körperübung hier bildenden Einfluß? Oder spielen Rasseeigentümlichkeiten eine entscheidende Rolle? Es ist hier nicht unsere Aufgabe, auf alle diese Fragen eingehend zu antworten, sondern nur die wesentlichen Ergebnisse unserer Forschung





Das Mädchenkörper-Ideal der Antike,  
vermutlich das Standbild der Taucherin Pyna. Rom, Museo dei Conservatori





**Das Frauenkörper-Ideal von heute**  
Die sportlich schlanke, knabenhafte Figur: Amerikanerin. Bildwerk von Ernesto de Fiori  
*Mit Genehmigung der Galerie Flechtbeim*





Das Frauenkörper-Ideal der flämischen Maler um 1616

„Toilette der Venus“ von Peter Paul Rubens

*Phot. Hanfstängl*





Hochgeschnürte Frauenfigur aus dem 4. Jahrhundert vor Chr. Geb.  
Alt-etruskische Malerei





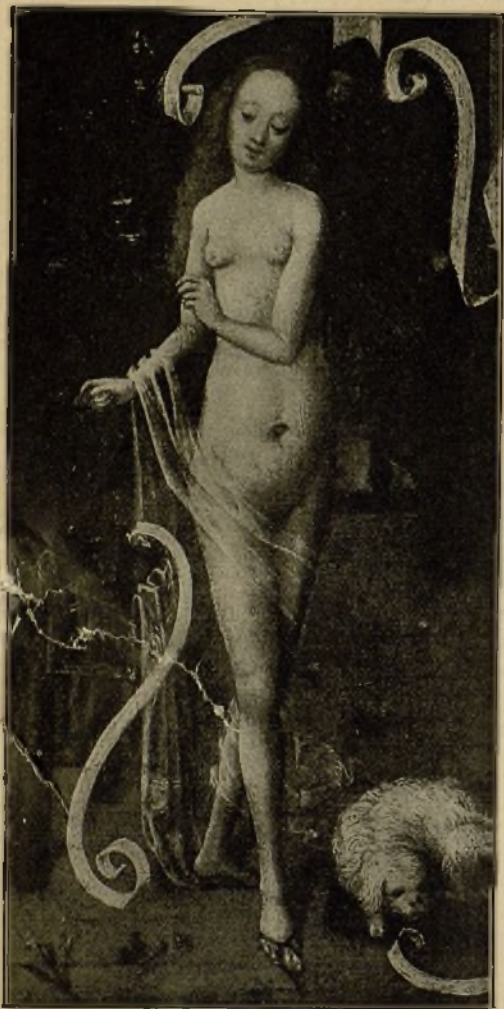
Die Mode der schlanken Taille  
Karikatur aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

anzudeuten. Der Gegenstand wird eingehend in einer demnächst erscheinenden Kulturgeschichte besprochen. Entscheidend für den weiblichen Körperbau ist allein das Skelett. Dies kann auch bei den Mitgliedern einer Familie unter gewissen Umständen die diametralen Gegensätze zeigen, auf die wir jetzt eingehen wollen. Schon aus dieser Tatsache ist erkennbar, daß es sich nicht um prinzipielle Rasse-eigentümlichkeiten handeln kann, sondern um individuelle Anlage. Die Umstände jedoch, welche die individuelle Gestaltung veranlassen, werden in der Regel natürlich in einer Familie mit gleichen Lebensbedingungen auch die gleichen sein. Aber die Anpassung an die veränderte Umwelt ist

offensichtlich; ein Kind nordgermanischer Eltern, im Süden herangewachsen, wird auch im Skelettbau sich dem südlichen Typus nähern.

Die Bildung der verschiedenen Skelettform ist aber keine zufällige, sondern von den inneren Organen abhängig. Bei all den Völkern, bei denen eine geschlechtliche Frühreife eintritt, also in einem Alter, in welchem das Skelett noch nicht fertig ist, biegt der frühreife im Blut kreisende Geschlechtsstoff das Skelett ganz in die Richtung einer Geschlechtseinstellung. Der weibliche Charakter erhält seine stärkste Betonung. Ergießen sich aber die Produkte der Keimorgane erst in das Blut des Individuums in der späten Zeit, wenn schon





Das Fraucnideal der Maler um 1430

Ausschnitt aus dem Gemälde  
„Der Liebeszauber“, Schule van Eyck  
Phot. Bruckmann

der Skelettbau beinahe fertig und abgeschlossen ist, so sind sie nicht mehr in der Lage, diese Wirkung voll auszuüben, und der Körper bekommt ein drohenhaftes Gepräge. Tritt aber durch besondere Gründe überhaupt keine (oder erst nach dem 20. Lebensjahre) Geschlechtsreife ein, so unterscheidet sich ein solcher weiblicher Körper in den wesentlichsten Zeichen kaum von dem eines Knaben.

Durch diese Ueberlegungen sind wir schon ein großes Stück weiter gekommen in der Beurteilung dieser Verhältnisse. Die weiteren Konsequenzen liegen ja auf der Hand. Die Rassen und Völker mit geschlechtlicher Frühreife werden in der Regel den sexualbetonten Körper aufweisen, die Nordländer den sterilen. Zunächst ist nun der Laie durch die Unkenntnis der Dinge leicht auf den Irrweg der Meinung geraten, daß, weil die Naturvölker vielfach den stark geschwungenen Skelettbau zeigen, dessen starke Beckenneigung erst ausgeglichen wird durch eine Vorwärtsbeugung der Wirbelsäule, daß dies Reminiscenzen seien aus dem noch dem tierischen Zustand genäherten Menschentum mit den Armen als Gehorgane. Der zweite Typ kommt demnach leicht in den Verdacht der Minderwertigkeit, insofern er noch im Stadium des Uebergangs sich befände. Weit gefehlt, denn ein Blick auf die Wirbelsäule der Anthropoiden lehrt, daß diese beinahe vollkommen gestreckte Wirbelsäulen haben, mit kaum angedeuteter Beckenneigung, entsprechend auch der Wirbelsäule eines Neugeborenen.

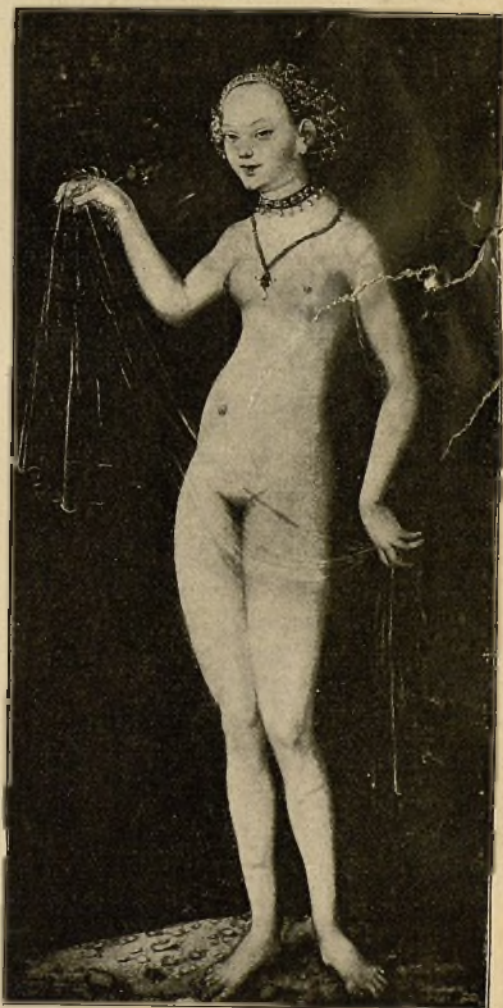
Mit diesen Merkmalen haben wir nun Kriterien gewonnen zur Beurteilung des weiblichen Körpers. Wenn auch die ausgesprochene Betonung des einen oder anderen Typs häufig vorkommt, so sind doch auch die Uebergänge zwischen ihnen zahllos vertreten. Dies namentlich aber in der bildenden Kunst, da sich die Maler und Bildhauer aller Zeiten selten an die sklavische Wiedergabe des vorhandenen Modells gehalten haben, sondern sich selbstschöpferisch, dem eigenen oder Modegeschmack folgend, aus verschiedenen Modellen das ihnen schön Erscheinende herausgesucht haben. Immerhin finden wir in der Kunst aller Völker und Zeiten beide



extremen Typen gelegentlich portraitiert. Der Wechsel der Mode, das wechselnde Schönheitsideal hat sich aber im wesentlichen auf die Betonung oder die Verneinung der Sexualität eingestellt. Nun klären sich auf einmal die sonst willkürlich erscheinenden Moden, sowohl des bekleideten als auch des unbekleideten Menschen. Wir leben heute in einer Epoche der absoluten Verneinung und Verleugnung einer zur Schau getragenen Sexualität. Die Frau sucht systematisch die sekundären Geschlechtsmerkmale zu verwischen. Sie ließ sich schon lange ihre Kleider nach Männerart anfertigen. Die Sitte kam aus England, dem Lande, in welchem der puerile Typ der Frau vorwiegt. Dann kamen die niedrigen Hacken, da die hohen Absätze durch die veränderte Gleichgewichtslage die Wellenlinie betonen und fördern. Der juvenile Typ, nun einmal in Mode, verlangte aber auch gebieterisch die Ummodelung des Körpers. Es begann der Kampf der sexuell Geforinten gegen Hüften und Busen. Die mit dem unmodernem Körperbau quälten sich in Bädern und Hungerkuren um Veränderung und Verschmälnerung ihrer Silhouette. Nachdem sie vergeblich mit Panzerplatten das Ueberquellende zurückzuhalten und einzudämmen bestrebt waren, gingen die Aermsten zu schärferen Maßnahmen über. Die Fortschritte der Heilkunde kamen ihnen zu Hilfe. Sie ließen sich bis zu Gesundheitsstörungen den Saft gewisser Drüsen einspritzen und in neuester Zeit sogar mit dem plastischen Messer Entfernbare wegschneiden.

Ein wahnsinniges Pech dieser Frauen mit der unmodern sexuell betonten Körperform, nicht ein Menschenalter früher auf die Welt gekommen zu sein, wo z. B. in der Mode von Paris und Wien die Sexualität triumphierte! Da wurde der starke

Busen durch noch stärkere Korsetts, Schnürbrüste und Blankscheibe vorgetragen. Da wurden die breit ausladenden Hüften durch Einschnürung der Taille noch besonders gebauscht. Da wurde durch Aufsetzen des Cul de Paris die Wellenlinie des natürlichen Körperbaus noch maßlos gesteigert und ihr durch allerlei Einlagen vorn und hinten nachgeholfen. Damals war der Bubibusen ein Schandmal, das



Das langschenklige Frauenideal  
des deutschen Meisters Lukas Cranach:  
Die Venus mit dem Schleier (1532)  
*Phot. Bruckmann*



man ängstlich zu verbergen trachtete; der Begriff der „falschen Tatsachen“ florierte. —

Die Schneider machen also nicht die Mode, sondern diese schließt sich dem Charakter der Zeit an. Für unsere Epoche ist die Emanzipation der Frau das Leitmotiv. Sie sucht sich im Kampf ums Dasein dem Manne gleich zu machen und die Aspekte des Unterschiedes wegzuradieren. Sie reitet im Herrensattel, raucht auf der Straße, trägt Hosen und Schlipse, Einglas und Brille, Spazierstock und kurze, glatte, männliche Haartracht. Unschwer ist es, in früheren Zeiten für die asexuelle Form des Schönheitsideals andere Leitmotive zu

finden. Die kirchlich-asketische Richtung und die daraus sich folgernde Scheu vor der Darstellung der Natürlichkeit ließ selbst die säugende Mutter Gottes mit kindlichen Brüsten auf dem Kirchenbilde erscheinen. Einen rein puerilen Habitus zeigt auch das erste Weib der Welt, Eva, kenntlich als solches oft nur durch die längeren Haare. So war jahrhundertlang der noch kindliche Frauenkörper das Modell auf allen Kirchenmalereien.

Dann wieder kehrte in ewigem Wechsel

die Mode zurück zur Sexualität und steigerte diese ins Maßlose. In Zeiten, wie z. B. denen Holbeins, scheute man sich nicht, auch die jungfräulichen Heiligen im Schwangerschaftstyp darzustellen. Eine reizvolle Aufgabe ist es, in der darstellenden Kunst dem Wechsel dieses Frauenideals nachzugehen und die Körperbildung nach diesen Gesichtspunkten zu analysieren. Allerdings muß bei Berücksichtigung der Zeitverhältnisse und der jeweiligen Lebensauffassung, welche immer einen inneren Zusammenhang mit der divergenten Körperform haben, auch die Individualität der Künstler berücksichtigt werden, denn inmitten des Kampfes

zwischen Lebensbejahung u. Verneinung, der ja vielfach das gebärende Prinzip in der Menschheitsgeschichte abgibt, stehen die freischaffenden Künstler oft mit einem eigenwilligen Stil. Selbst im Zeitalter der kirchlichen Askese hatten sinnesfrohe Meister den frischen Wagemut des eigenen, persönlichen Standpunktes, welcher dann mit einer revolutionären Freude die Ueppigkeit des Fleisches verherrlichte. Unsere Vorlagen geben auch hierüber aus alter u. neuer Zeit Hinweise.

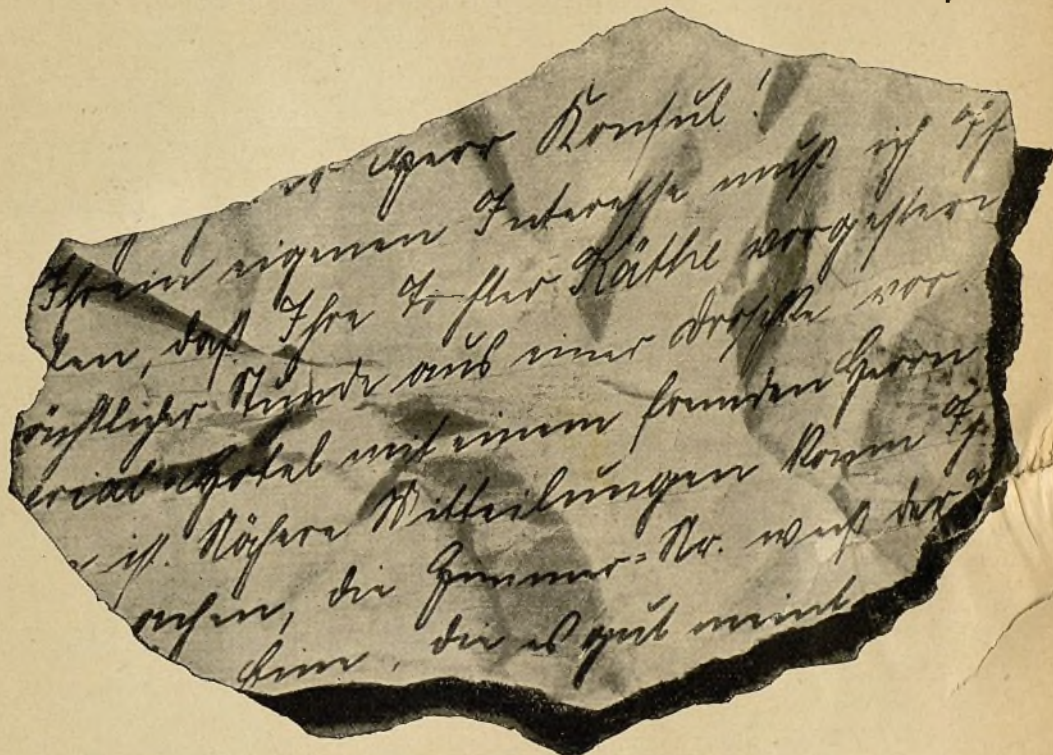


Der ideale Frauenkörper der niederl. Maler Mitte des 15. Jahrh.

Sogar die Gestalten der Heiligen werden mit einem stark vorgewölbten Leib dargestellt (Cornelisz Engelbrechtsz Johannes d. T. und Magdalena)



# ANONYME



# BRIEFE

VON

KRIMINALKOMMISSAR VON TRESCKOW

**A**nonyme Briefe spielen in der Kriminalistik eine große Rolle, und das Unheil, das sie in der menschlichen Gesellschaft anrichten, ist oft größer, als Diebstahl und andere Eigentumsvergehen; denn gegen diese kann man sich einigermaßen schützen, während man den Verleumdungen eines Anonymus wehrlos preisgegeben ist, und außerdem die Einbuße, die man an seiner

Ehre und gesellschaftlichen Stellung erleidet, oft schmerzlicher empfunden wird, als der manchmal große Verlust an Hab und Gut.

Für den geschulten Kriminalbeamten ist es in den meisten Fällen auch leichter, bei Eigentumsdelikten den Täter zu ermitteln, als den Urheber oder Verfasser anonymer Briefe. Der Dieb oder Betrüger hinterläßt



Spuren seiner Tat, die, richtig gedeutet und verfolgt, zu seiner Entdeckung führen können, während der anonyme Briefschreiber seine Giftpfeile aus dem Hinterhalt, einem sicheren Versteck, entsendet, und als Beweis oder Ueberführungsmittel lediglich das abgesandte Schriftstück fungiert, das, vorsichtig abgefaßt und hergestellt, nur Raum für Vermutungen übrigläßt und in den seltensten Fällen Anhaltspunkte zur Ermittlung bietet.

Solche Anhaltspunkte zu finden ist oft sehr schwierig, und es bedarf einer genauen Prüfung und großer Kombinationsgabe, sie zu entdecken. Ist das anonyme Schreiben mit der Hand geschrieben, so ist die Schrift meistens so geschickt verstellt, daß es schwer halten wird, durch Vergleich mit anderen Schriftstücken des mutmaßlichen Täters, die Identität der Schrift festzustellen. Die Gutachten der Schreibsachverständigen verfehlen oft auch auf die erkennenden Richter ihren Eindruck, und sie sprechen, wenn keine anderen Beweismittel vorliegen, lieber den Angeklagten frei, als daß sie einen bisher unbescholtenen Menschen in das Gefängnis schicken.

Ein sehr gutes Ueberführungsmittel, das völlig überzeugend wirkt, bietet nun die Daktyloskopie. Dieses ist die Lehre von den Fingerabdrücken. Es gibt keinen Menschen auf der Welt, dessen Fingerabdruck mit dem irgendeines anderen völlig übereinstimmt. Ist nun der Verdacht, das anonyme Schreiben verfaßt zu haben, auf eine bestimmte Persönlichkeit gefallen, so werden von dieser Fingerabdrücke genommen, und diese werden mit den Fingerabdrücken auf dem Schreiben verglichen. Diese, die ohne weiteres nicht zu sehen sind, werden durch ein bestimmtes Pulver, das über das Papier gestreut wird, hervorgerufen und sichtbar gemacht. Stim-

men die Fingerabdrücke überein, so ist der Beweis klar erbracht.

Aber gegen dieses Verfahren haben die anonymen Briefschreiber ein sehr einfaches Gegenmittel erfunden; sie ziehen beim Schreiben Handschuhe an und spotten damit der Daktyloskopie. Außerdem ist das Tragen von Handschuhen auch insofern praktisch, als es durch die erschwerte Federhaltung das Verstellen der Schriftzüge erleichtert.

In der heutigen Zeit, in der die Schreibmaschine eine so große Verbreitung gefunden hat, werden die anonymen Briefe sehr häufig mit Maschinenschrift hergestellt und der Verfasser schwelgt in dem zuversichtlichen Glauben, daß eine Ueberführung seiner Person unmöglich ist. Dieser Glaube ist allerdings ein Irrglaube, denn bei Maschinenschrift ist die Ueberführung leichter und überzeugender als bei der Handschrift, wenn man eine bestimmte Person im Verdacht hat, der Täter zu sein. Jede Schreibmaschine, wenn sie auch von dem gleichen System ist und aus der gleichen Fabrik stammt, hat eine eigenartige, bestimmt zu erkennende Schrift. Freilich mit bloßem Auge läßt sich dieses nicht erkennen, wohl aber aus vergrößerten Photographen der Schrift. Auf diesen sieht man deutlich jede kleine Abweichung bei den einzelnen Buchstaben.

Doch genug von den technischen Hilfsmitteln, mit denen der moderne Kriminalbeamte arbeitet. Ich will einen der Wirklichkeit entnommenen Fall erzählen, bei dem es dem recherchierenden Kriminalkommissar gelungen ist, auf andere Weise den Täter zu ermitteln und so einwandfrei zu überführen, daß seine Bestrafung erfolgen konnte.

In D., einer kleinen, aber sehr betrieb-  
samen Stadt des westlichen Deutschland,



herrschte vor einer Reihe von Jahren ungeheure Aufregung, weil eine größere Zahl der durch Vermögen und gesellschaftliche Stellung ausgezeichneten Bewohner durch eine Flut anonymer Briefe überschwemmt wurde, in denen die tollsten Sachen behauptet wurden: Die Frau des Bürgermeisters hätte ein intimes Verhältnis mit dem Stadtpfarrer, der Sozjus eines großen Fabrikanten hätte die Geschäftsbücher zu seinem Vorteil gefälscht und seinen Kompagnon betrogen, die Tochter des Amtsrichters, die mit einem Offizier verlobt war, hätte vorher eine Liebschaft mit ihrem Klavierlehrer gehabt und ein Kind geboren, und ähnliches mehr. Alle diese durchaus unwahren und erlogenen Behauptungen zeugten von einer ganz intimen Vertrautheit der gesellschaftlichen Verhältnisse in der kleinen Stadt und es bestand kein Zweifel, daß nur ein langjähriges Mitglied der besseren gesellschaftlichen Kreise der Urheber der Briefe sein konnte.

Wie aber ihn herausfinden und seiner Schandtaten überführen? Alle in Mitleidschaft gezogenen Personen waren durch die Lügennachrichten miteinander verhetzt worden und einer traute dem anderen nicht. Das Unwesen dauerte schon mehrere Wochen, und es schien kein Ende nehmen zu wollen, denn immer neue Briefe kamen an und die Behauptungen in diesen wurden immer frecher und schamloser. Der Anonymus begnügte sich auch nicht mehr mit Briefen, sondern er schrieb auch offene Postkarten mit den anzüglichsten Bemerkungen. Diese wurden von Angestellten und Dienstboten gelesen, und so wurde der Skandal immer größer und umfangreicher.

Es fanden sich immer Leute, die den Behauptungen Glauben schenkten und sie

weiterverbreiteten; denn es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß böse Nachrichten leichter geglaubt werden als gute. Viele empfanden auch eine gewisse Schadenfreude, daß den höheren gesellschaftlichen Schichten der Stadt etwas am Zeuge geflickt wurde. Dem Bürgermeister der Stadt, dem auch die Polizei unterstand, war dieser öffentliche Skandal besonders unangenehm, und er versuchte alles Mögliche, den Urheber desselben ausfindig zu machen. Er zog die fünf Polizeisergeanten, über die er verfügte, ins Vertrauen und beauftragte sie mit Ermittlungen und Beobachtungen. Ein Resultat hatten diese aber nicht; im Gegenteil, sie machten die allgemeine Verfolgung und Verwirrung noch größer, denn die von den Polizeibeamten verdächtigten Personen fühlten sich beleidigt und schimpften über die Unfähigkeit und Taktlosigkeit ihres Stadtoberhauptes. Schließlich wußte sich dieser keinen anderen Rat. Er schickte einen ausführlichen Tatbericht, dem eine größere Zahl der anonymen Schreiben beigefügt war, an das Polizeipräsidium in Berlin und bat darin um Entsendung eines besonders geschickten Kriminalbeamten zur Aufklärung der Tat. Auf dieses Schreiben war aus Berlin noch keine Antwort eingetroffen, und es hatte sich auch der gewünschte Kriminalbeamte noch nicht gemeldet, da tauchte in der Stadt ein jüngerer eleganter Herr auf, der in dem ersten Gasthof der Stadt abgestiegen war und bald Anschluß an die gesellschaftlichen Kreise gefunden hatte. Er kam regelmäßig zum Dämmerstübchen in den Rathauskeller und aß mittags im Hotel an demselben Tisch mit den Junggesellen der Stadt, die dort ständig verkehrten. Er gab an, Kaufmann zu sein und Verbindungen mit einigen Fabriken in der Textilbranche



zu suchen, da er in seiner Vaterstadt ein eigenes Geschäft demnächst eröffnen wolle. D. sei ihm wegen seiner Spinnereien und Webereien besonders empfohlen worden, und er habe die Absicht, sich hier näher umzusehen, um eventuell die Waren für sein Geschäft von hier aus zu beziehen. Herr Josua Müller, wie er sich nannte, wurde von den Fabrikanten Ds., die ein gutes Geschäft witterten, sehr freundlich aufgenommen, und da er ein sehr sicheres Auftreten hatte und auch über gute Branchekenntnisse verfügte, so begegnete man ihm nicht mit Mißtrauen und lud ihn auch in die Familien ein. Mit einem größeren Abschluß schien Herr Müller es aber nicht eilig zu haben; er erklärte, wenn er zu einem solchen gedrängt würde, sich erst noch näher orientieren zu müssen. D. gefalle ihm sehr gut, er sei in seinem Hotel tadellos aufgehoben, so daß es ihm auf einige Tage längeren Aufenthaltes nicht ankomme.

Selbstverständlich war er auch in den Stadtskandal, der das allgemeine Tagesgespräch bildete, eingeweiht worden; und mit Interesse hatte er den allabendlichen Erörterungen am Stammtische im Ratskeller zugehört, ohne aber eine aufdringliche Neugier zu zeigen. So waren seit seiner Anwesenheit in der Stadt ein paar Wochen vergangen und der Unfug mit den anonymen Briefen dauerte noch lustig fort; da ließ sich eines Vormittags Herr Josua Müller im Amtszimmer des Herrn Bürgermeisters auf dem Rathause melden. Dieser wartete noch immer auf eine Antwort aus Berlin und hatte bereits ein erneutes Gesuch an das Polizeipräsidium abgesandt. Auch der Kriminalbeamte hatte sich noch nicht bei ihm gemeldet.

Er war etwas verwundert, als Herr Müller, den er vom Stammtische aus

kannte und als guten Gesellschafter schätzte, zu ihm ins Zimmer trat.

„Welchem Umstande verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?“ begrüßte er ihn. „Hoffentlich sind Ihre Geschäfte noch nicht zu Ende und Sie wollen uns noch nicht verlassen?“

„Doch, Herr Bürgermeister. Mein Geschäft hier ist zu Ende, und ich will heute abend abreisen. Vorher gestatten Sie mir aber, daß ich mich Ihnen mit meinem richtigen Namen vorstelle. Ich bin nicht der Kaufmann Josua Müller, sondern der Kriminalkommissar Dr. Berg aus Berlin. Hier, bitte, ist meine Legitimation und hier ist Ihr Antrag auf Entsendung eines Kriminalbeamten an das Polizeipräsidium in Berlin. Sie sehen, Herr Bürgermeister, meine Behörde ist nicht so ungefällig, wie Sie gedacht haben, und sie hat Ihren Wunsch schneller erfüllt, als Sie erwartet hatten.“

Der Bürgermeister hatte mit nicht sehr geistreichem Gesicht diesen Eröffnungen gelauscht und das ihm überreichte Legitimationsschreiben eingehend geprüft. Mühsam gewann er seine Fassung wieder und sagte mit unmutiger Stimme: „Ich verstehe das Verfahren Ihrer Behörde nicht. Warum hat man mich von Ihrer Sendung nicht vorher unterrichtet? Ich hätte Ihnen, Herr Doktor, doch mit manchem Wink und Ratschlag nützlich sein können.“

„Dieses gerade wollte ich vermeiden“, erwiderte der Kommissar ruhig. „Nur wenn mein Inkognito absolut gewahrt blieb, versprach mein Auftrag Erfolg zu haben.“

„Es scheint aber auch nichts geholfen zu haben, da Sie heute abend, anscheinend unverrichteter Sache, wieder abreisen wollen; oder haben Sie etwa den Täter entdeckt?“

Fortsetzung auf Seite 109





Der neue Anzug  
Zeichnung von H. M. Batemann





Gesellschaftliche Lügen I:  
„Welch freudige Überraschung . . . . !“  
Zeichnung von H. M. Batemann



# DER TYP

*Ein mondänes Abenteuer in 8 Szenen*  
von Roderich Freiherrn von Ompteda

## PERSONEN

Der Mann

Die Frau

Aristide Oginsky, der Typ

Franz, der Diener.

*Ein Wohnzimmer der Leute von Welt.*  
*Gegen Abend.*

Die Frau:

Ich muß unbedingt telefonieren. (*Geht an den Apparat.*) Fräulein, bitte: 27 336. — Hallo — wer ist da? — wer ist denn in der Leitung? — wen wünschen Sie? — aber ich bin ja selbst am Apparat — ah, Frau Spiegel, Sie selbst — das trifft sich ausgezeichnet! — wie? — was gibt's? — Sie haben neue Kleider? — das kann ich mir denken — immer neue Kleider und neue Rechnungen — wie? — auch alte Rechnungen? — Sie scherzen — ich fühle mich gar nicht getroffen — wie? ich möchte morgen vorbeikommen? — Aber mit dem größten Vergnügen!

(*Der Mann erscheint im Abendanzug, bleibt stehen und hört das Gesprächsende mit an.*)

Gut, also ich komme — jawohl, ganz sicher — wie? ja pünktlich — Punkt 11 Uhr. — Wie bitte? — Sie können sich auf mich verlassen: morgen um 11 Uhr werden wir uns sehen! Abgemacht! (*hängt ein und schaut sich um*).

Die Frau:

Ah, du bist hier? Hast wohl gehorcht? Eine sehr hübsche Manier!

Der Mann:

Ich habe natürlich nicht gehorcht. Ganz zufällig war ich Zeuge deiner telephonischen Unterhaltung. Deiner Verabredung!

Die Frau:

Nun, was sagst du zu dieser Verabredung?

Der Mann:

Ich habe mit dir zu sprechen!

Die Frau:

Aber du sprichst ja schon!

Der Mann:

Du irrst! — Ich beginne erst jetzt!

Die Frau:

Bitte, nimm Platz.

Der Mann:

In meinem Hause bedarf es keiner Einladung.

Die Frau: (*unwillig*)

So fang doch endlich an!

Der Mann:

Du hast dich heute nachmittag im Restaurant ganz unglaublich benommen. Wenn du dich schon in der Oeffentlichkeit für einen fremden Herrn interessierst, so tue es bitte in einer Weise, die mich nicht den größten inneren und äußeren Unannehmlichkeiten aussetzt. Augenblicklich betone ich nur die äußeren Unannehmlichkeiten, und ich sage dir jetzt sehr deutlich, daß ich mir in Zukunft derartiges ganz energisch verbitte.

Die Frau:

Ich danke dir für die Belehrung. — Du bildest dir wohl auf deinen Vortrag etwas ein?



Der Mann:

Ich bilde mir gar nichts ein! —

Die Frau:

Ich weiß: Du liebst mich nicht. Wenn du mich lieb hättest, wärest du schwach gegen mich. Du würdest dich über meine Launen freuen und meine Fehler verzeihen. Aber du bist hart. Immer der Richter. Geboren mit einem kleinen Herzen, das schnell erstarrt. Weite Herzen aber, gleichend dem Meere, erfrieren nie. —

Wenn du mich liebtest, würdest du mir jetzt sagen, wer der fremde Herr war? Wirst du es sagen? Du kennst seinen Namen! Denn ich habe dich beobachtet, als du dich nach ihm erkundigtest. Wirst du also diesen Namen nennen um der Liebe willen?

Der Mann:

Ich kenne seinen Namen und — — —

Die Frau:

Und?

Der Mann:

Ich werde ihn nennen. Nicht um der Liebe willen — denn was hat meine Liebe zu dir mit diesem Manne zu tun — sondern einfach, weil ich ihn nennen will!

Die Frau:

Ah, wie energisch! — Wer ist also dieser Fremde?

Der Mann:

Er heißt: Aristide Oginsky! Und befindet sich hier auf der Durchreise.

Die Frau:

Aristide Oginsky!

Der Mann:

Was hast du? Sagt dir dieser Name etwas?

Die Frau:

Aristide Oginsky!

Der Mann:

Was ist dir?

Die Frau:

Ah, wie das klingt: Aristide Oginsky! Wie Musik! Welch ein Rhythmus! Welche Bewegungen! Sahst du seine Hände? Und den schmachttenden Reiz seiner Augen? Und den blauschwarzen Schimmer seiner Haare? Oh, ich sehe noch mehr: Klugheit und eine Kinderstube, und Geld und — lieber Ludwig, lieber guter Kerl — — wenn du willst, kannst du ja auch nett sein — — so ganz anders ist er aber als du, so ganz anders!

Der Traum meiner einsamen Stunden, die Erfüllung sehnstüchtiger Wünsche. Dieser Aristide Oginsky, er ist — — mein Typ! Mein Typ! Weißt du, was das heißt? Was dieses Wort, diese drei Buchstaben für eine Frau bedeuten können? Glück, Seligkeit, Gesundheit, Reichtum und zugleich: Unglück, Verbrechen, Krankheit, Armut, Tod. — Das Höchste und das Niedrigste. —

Ich weiß, ich bin deine Frau, ich habe dich geheiratet. Aber ich weiß auch, warum ich dich geheiratet habe. Um von zu Hause loszukommen! — Sehr, sehr viele Mädchen heiraten irgendeinen Mann, wenn er nur einigermaßen paßt, um von zu Hause loszukommen. Und dann, weißt du, viele Mädchen heiraten auch aus Neugierde. — Was nicht Frauen alles aus Neugierde tun! Die meisten Erlebnisse, besser gesagt, die meisten Fehlritte, werden nur aus Neugierde begangen. —

An passender und unpassender Stelle habe ich dir oft versichert, daß ich mir gar nichts aus dir mache, daß ich dich nicht liebe und daß ich nur bei dir bleibe, solange du mich menschenwürdig behandelst.

Ich habe dir aber auch gesagt, daß ich für nichts aufkomme, wenn ich einmal meinen Typ gefunden habe. Den Mann, dessen Äußeres meine Träume erfüllt, der mir liegt, einerlei, wer er ist. Ihm folge ich. Einer Frau, die ihren Typ gefunden hat, muß verziehen werden. Gibt es eine Frau, die ihrem Typ widerstehen könnte?

Der Mann: (*wütend*)

Du bist verrückt! — Ich warne dich! Behalte bitte deine albernsten Gedanken für dich — — genug davon! — — Ich fahre in den Klub. Wir haben ein Essen. Um Mitternacht werde ich wohl zurück sein. Ich bin jederzeit telephonisch zu erreichen. — Und was machst du? — — —

Die Frau: (*wie abwesend*)

Ich werde zu Hause bleiben.

Der Mann:

Den ganzen Abend allein zu Hause?

Die Frau:

Ja, — ich gehe früh zu Bett. Denn ich bin sehr abgespannt und müde.

Der Mann:

Gut! — Mach' was du willst. — Leb' wohl denn. Und auf Wiedersehen!





Zeichnung  
von Godal

„... morgen um 11 Uhr werden wir uns sehen!..“



Die Frau:  
Gute Nacht!  
(*Der Mann küßt seine Frau, verabschiedet sich und verläßt das Zimmer.*)  
(*Die Frau klingelt.*)

Der Diener:  
Gnädige Frau!  
Die Frau:  
Richten Sie an! — Ich speise allein!

Der Diener:  
Sehr wohl, gnädige Frau!  
(*Bleibt stehen.*)

Die Frau:  
Nun, was stehen Sie da?

Der Diener:  
Gnädige Frau haben noch etwas zu bestellen!

Die Frau:  
Was reden Sie —

Der Diener: (*wiederholend*)  
Gnädige Frau haben noch etwas zu bestellen!

Die Frau:  
Woher wissen Sie das?

Der Diener:  
Ich fühle das — — ich fühle — das —

Die Frau:  
Was fühlen Sie?

Der Diener:  
Ich fühle das — weil —

Die Frau:  
Sind Sie krank? (*lacht*)

Der Diener:  
Vielleicht krank nach Ihnen. — Aber gnädige Frau dürfen nicht lachen. Nicht lachen, nicht einen Mann demütigen, der —

Die Frau:  
Nun?

Der Diener:  
— der — Liebe —

Die Frau:  
Schweigen Sie!

Der Diener:  
Nicht einen Mann demütigen, der seine Liebe erklärt, sonst —

Die Frau:  
Sonst?

Der Diener:  
Sonst kommt ein — Unglück! Es kommt für die gnädige Frau und auch für den gnädigen Herrn. Denn ein Unglück kommt selten allein.

Die Frau:  
Franz! Welcher Teufel ist in Sie gefahren! Was wollen Sie eigentlich?

Der Diener:  
Ich will gar nichts — doch — ich will, daß gnädige Frau etwas von mir will.

Die Frau:  
Ich will, daß gnädige Frau etwas von mir will? — Was soll ich von Ihnen wollen?

Der Diener:  
Ich will, daß gnädige Frau mich anhört.

Die Frau:  
Aber ich habe Sie ja angehört! Ich höre Sie ja schon viel zu lange an!

Der Diener:  
Ich will — ich möchte — daß gnädige Frau mich —

Die Frau:  
Nun?

Der Diener: (*leise*)  
— — — — — erhören.

Die Frau:  
Wahnsinniger! Gehen Sie! Sie haben heute abend Ausgang! — Erholen Sie sich!

Der Diener:  
Sehr wohl, gnädige Frau. Ich danke für die Gnade. (*Bleibt stehen.*)

Die Frau:  
Aber so gehen Sie doch! Sie sind ja unheimlich!

Der Diener:  
Ein Diener, der seine Herrin liebt, ist unheimlich. Vielleicht auch lächerlich. Oder auch wahnsinnig, wie gnädige Frau soeben bemerkten.

Die Frau:  
Ich habe keine Lust, mich mit Ihnen weiter zu unterhalten. Lassen Sie mich in Frieden! Und gehen Sie endlich!

Der Diener:  
Eine unnahbare gnädige Frau, unnahbar wenigstens für ihren Diener. (*Bleibt unbeweglich. Dann einen Schritt hervortretend.*) Ich habe noch einen Brief für gnädige Frau abzugeben.

Die Frau:  
Wo ist dieser Brief?

Der Diener:  
Hier ist er.  
(*Die Frau öffnet den Brief und überfliegt ihn hastig.*)



öfters zu Hilfe nehmen muß. Bei Frauen ist das nicht notwendig.

Die Frau:

Sie haben also wenig Achtung vor uns?

Oginsky:

Gar keine! —

Die Frau:

Sie sind zu liebenswürdig!

Oginsky:

Nur aufrichtig! — Aber Sie lieben die Wahrheit nicht? Gut, dann erzähle ich Ihnen Märchen. Also hören Sie: ich habe mich in diesen wenigen Minuten davon überzeugt, daß Sie eine unschicke, plumpe und dumme Frau sind!

Die Frau:

Sie sind ungezogen! Warum beleidigen Sie?

Oginsky:

Durchaus nicht! — Die Wahrheit wollten Sie nicht hören, sondern Märchen, da begann ich Märchen zu erzählen. Die Wahrheit aber ist, daß Sie reizend und begehrenswert sind. — Ja, das ist die Wahrheit. —

Die Frau:

Bleiben wir lieber bei der Wahrheit. — *(Schweigen.)*

Oginsky:

Wovon sprachen wir? — Ja: von der Achtung. — Vor Ihnen habe ich auch keine Achtung. Ich weiß, daß Sie mich begehren. Erst werde ich aber von Ihnen Besitz nehmen. Deshalb kam ich hierher. — Sie brauchen sich aber nicht zu fürchten. Ich werde Ihnen nichts tun, nur Freude bereiten. Wenn Sie Angst haben, Enttäuschungen fürchten: Ich zaubere sie her, um mein Vergnügen zu steigern.

Die Frau:

Sie sind doch ein sehr gemeiner Mensch!

Oginsky:

Mag sein! Aber vergessen Sie nicht: Wir leben in einer gemeinen Zeit, und ich bin das Produkt dieser Zeit. — Heutzutage steigt das Schlechte nach oben und das Gute sinkt herab. Blicken Sie wohin Sie wollen: Gemeinheit regiert, und die Tugend dient.

Die Frau:

Wie traurig ist das alles! —

Oginsky:

Mag sein! Aber ich fühle mich ganz wohl dabei! Ich folge dem Augenblick. Ich habe keinen Charakter, keine Ueberzeugung. Heute läßt sich nur so leben. Und ich habe vor nichts und vor niemand Achtung. Hatte ich zum Beispiel vor Ihnen Achtung, so wäre ich nicht zu Ihnen gedrungen. Und hätte nicht das unaussprechliche Glück gehabt, in Ihrer Nähe zu plaudern — Sie küssen zu dürfen.

*(Küßt sie. Sie läßt es willentlich geschehen.)*

Die Frau:

Gehen Sie!

Oginsky:

Aber warum? — Ich bitte Sie. — Ich bin ja erst zehn Minuten bei Ihnen. Keine besondere Leistung. In einer halben Stunde werde ich weiter sein. — Aber noch hier. — Sie sollen mich lieben! Mich und keinen anderen. Und meine Fehler sollen Sie am meisten lieben. —

Die Frau: *(hingerissen)*

Ich liebe Sie!

Oginsky:

Reizende Frau! — — — Sie leben wohl sehr unglücklich mit Ihrem Mann?

Die Frau:

Was fragen Sie? — Was kümmert es Sie? Warum stören Sie diesen Augenblick des Glücks? Kann es Ihnen nicht gleichgültig sein?

Oginsky:

Durchaus nicht. Denn gerade Ihr Unglück treibt Sie in meine Arme.

Die Frau:

Nicht allein das Unglück. Sie irren.

Oginsky:

Und — — —

Die Frau:

Ich sagte es schon: ich liebe Sie! Und ich muß Sie lieben, weil Sie mein Typ sind. Sie sind die Erfüllung meiner glutvollen Wünsche. — — — Ich bringe Opfer. —

Oginsky:

Welche Opfer?

Die Frau:

Mein Herz, meine Seele, mein Gewissen!



Oginsky:  
Erweitern Sie Ihr Gewissen! Bedenkenlosigkeit schafft den Genuß.

Die Frau:  
Und mein Herz, meine Seele? Sie bleiben unbefriedigt!

Oginsky:  
Ich halte nichts von den seelischen Genüssen. Ich bete nur das Erreichbare, das greifbare Glück an. —  
Wissen Sie denn, was Glück ist? Was Sie glücklich machen würde?

Die Frau:  
Bittel!

Oginsky:  
Glück ist ein Begriff des Augenblicks. Ein Spieler im Gewinn genießt materielles Glück. Eine suchende Seele, die findet, genießt geistiges Glück. Aber ein Körper, der —

Die Frau:  
Ach schweigen Sie!

Oginsky:  
Madame, Sie haben Recht: schweigen wir.  
(*Er umarmt sie. — — —*)  
(*Das Telephon.*)

Die Frau: (*erwachend*)  
Um Gotteswillen, mein Mann!

Oginsky:  
Fassung! — Woher wissen Sie denn, daß Ihr Gatte ruft?

Die Frau:  
— — — Er ist im Klub — — er hat mir gesagt, daß er dort telephonisch zu erreichen ist — — und nun ruft er selbst an, um zu sehen, ob ich zu Hause bin. (*Will an den Apparat.*)

Oginsky:  
Sie werden ihn nicht sprechen.

Die Frau:  
Bitte, lassen Sie mich!

Oginsky:  
Aber warum denn? Ihr Gatte hat augenblicklich hier gar nichts zu suchen. — Gehen Sie auf Ihren Platz!

Die Frau:  
Sie sind schrecklich — Sie sind grausam — ich will aber mit ihm sprechen!

Oginsky (*kalt*):  
Und Sie werden ihn nicht sprechen! — Und

wenn Sie nicht sofort sich dahin begeben, wie ich es Ihnen sage, — hier — dann werde ich den Hörer nehmen und den Herrn Gemahl sprechen und ihn bitten, hierherzukommen, um seine Frau in Empfang zu nehmen.

Die Frau:  
Das werden Sie nicht tun!

Oginsky:  
Sie reden immer noch ohne meine Zustimmung. Ich werde jetzt den Hörer abnehmen. Bedenken Sie, wenn Sie noch ein Wort sagen, sind Sie verloren! Ihr Mann wird aufhören, denn ich werde mit ihm ein Gespräch beginnen.

(*Hebt den Hörer ab. Schweigen. Leila wankt zurück. Oginsky hängt wieder ein.*)

Oginsky:  
Wie artig Sie sind. — Ich glaube, ich liebe Sie.

Die Frau:  
Sie sind ein Teufel!

Oginsky:  
Auch Teufel können lieben. Und schwachen Augenblicken unterliegen. — Hören Sie, der Augenblick ist da, wo Sie das Spiel gewinnen können — wenn Sie einen Willen hätten.

Die Frau:  
Ich habe keinen Willen, ich bin wehrlos.

Oginsky:  
Gut so! — Und ich bin zu klug, um meine Schwächen nicht zu nützen. Deshalb lege ich es darauf an, Sie so zu entwaffnen, daß Sie nicht meine Schwächen auszunutzen vermögen.

Die Frau:  
Wie schlecht — wie abgrundschlecht Sie sind!

Oginsky:  
Zugegeben! Aber ich genieße. Und der Genuß der verbotenen Frucht entschädigt für alles.

(*Schweigen.*)  
Die Frau: (*überlegt, dann plötzlich*)  
Ich beschwöre Sie: Verlassen Sie mich, verlassen Sie dieses Zimmer, verlassen Sie mein Haus, gehen Sie!





Zeichnung  
von Godal

„... Sie sollen mich lieben ... und meine Fehler sollen Sie am meisten lieben!“



Oginsky: (*überlegend*)  
Soll ich gehen? — —

Die Frau:  
Bitte, bitte! Geben Sie nach! Sie haben heute abend auf der ganzen Linie gesiegt. Gönnen Sie mir die Initiative, die kleine, persönliche Tat, die erfolgreiche Bitte Ihres Abzuges.

Oginsky:  
Ich füge mich und gehe. — Und wann sehen wir uns morgen wieder?

Die Frau:  
Kommen Sie, wann Sie wollen. Aber gehen Sie jetzt um Gottes willen!

Oginsky: (*bestimmt*)  
Ich werde Sie morgen gegen 12 Uhr abholen. Wir werden zusammen ausgehen und essen. Alles weitere wird sich dann finden. — Ja, und was ich noch sagen wollte! Ich werde mir jetzt eine kleine Erinnerung mitnehmen, ein kleines Andenken an unser Gepolter, ein Liebespfand unserer Umrungen.

Die Frau:  
Was wollen Sie?

Oginsky:  
Sie werden gleich sehen. Ich werde Sie zum Abschied noch einmal küssen und Ihnen dann Ihre Perlen abziehen. Nicht wahr, ein sehr guter Gedanke? Die Perlen sind dann so eine

Art Rückversicherung. Wenn ich Sie morgen abhole, bringe ich sie Ihnen zurück. Ich habe Sie dann persönlich besser im Griff. Vor Angst und Scham werden Sie Ihrem Mann von dem Abenteuer nichts erzählen, umso weniger, wenn Sie dabei ein Perlenkollier und meine Wenigkeit riskieren. Für Ihren Gemahl genügt die Bettgenossin, schmucklos und nur mit Schönheit begabt. — Für mich aber bedeutet diese Sicherheit alles. Denn ich komme morgen nur, wenn ich weiß, daß keine Gefahr droht. — Ich habe mit diesen Schmuckpfändern bis jetzt sehr gute Erfahrungen gemacht. Denn die Frauen hängen sehr an den Steinen. Und um sie nicht zu verlieren, schweigen sie. Denn diese Juwelen sind schwerer und kostspieliger zu ersetzen, als Männer, die schönen Frauen stets in großer Auswahl zur Verfügung stehen.

Die Frau:  
Wie kann man nur so reizvoll aussehen und — ein Räuber sein! — —  
Gehen Sie weg, weit fort, ich habe solche Angst! — Mein Gott, wo ist denn mein Diener. — — Er wird mich schützen, er wird Sie totschiagen. Franz, ja, zu Hilfe — Franz! So kommen Sie doch — retten Sie mich — kommen Sie sofort — und Sie sollen alles haben!

Fortsetzung auf Seite 114





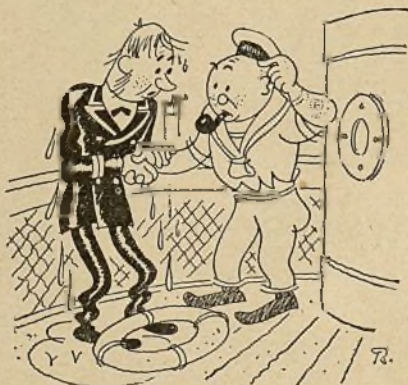


# Da lacht der Uhu!

## BESCHEIDENHEIT.

Während der ersten Nachtwache fällt plötzlich der erste Offizier über Bord. Wenn's der Maat Hankins nicht zufällig gesehen hätte, — es wäre um den Offizier glatt geschehen gewesen. So aber warf Hankins einen Rettungsgürtel hinunter und zog den zähneklappernden Offizier wieder rauf. Der kam zu sich, stand auf und legte Hankins die Rechte dankbar auf die Schulter:

„Sie können sich darauf verlassen, Maat, daß ich Ihre Leistung morgen vor ver-



sammelter Mannschaft noch eingehend würdigen werde!“

Hankins kriegt einen tötlichen Schreck.

„Um Himmelswillen, Herr, kein Wort davon vor den anderen. Ich bin sonst meines Lebens nicht mehr sicher!!!“

## MERKWÜRDIGES KAPITEL.

Der Fähnrich liest seiner Großmutter aus der Bibel vor. Nun sind da zwei Seiten zusammengeklebt, und der Fähnrich liest: „Der Weise setzte sich auf einen Stein und —“ — hier blättert er um, stutzt, blättert zurück, beginnt von neuem, stutzt wieder und liest dann mit einem gehörigen Anlauf: „Der Weise setzte sich auf einen Stein und — hol mich der Teufel! — flog tatsächlich auf einen Ast!!!“

## EINTEILUNG.

„Na, wie gehts denn, junger Ehemann?“

„Danke, vortrefflich! Wir haben uns das jetzt ganz nett eingeteilt. Meine Frau hat die Kasse, kommandiert die Dienstboten, bewahrt die Hausschlüssel und wählt die Gäste aus. Dafür darf ich dem Goldfisch sagen, was ich will!“

\* \* \*

## BELEHRUNG.

In Zoo stehen Vater und Sohn in den Anblick der Wüstenbewohner versunken. Dann fragt der Sohn:

„Vater, sag mal, heiraten Kamele auch?“

„Nur Kamele, mein Junge!“ antwortet der Vater.

## IRRITUM.

Der Pastor hielt mit schluchzender Stimme die Grabrede:

„In der Dahingegangenen verlieren wir eine gütige, liebe, selbstlose Frau. Untröstlich ist der bedauernswerte Gatte ...“

Da machten zwei Herren, die eben an das



Grab gekommen waren, kehrt, und der eine von ihnen sagte:

„Komm, Emil, wir sind an ein falsches Grab gekommen.“



# In 10 Jahren vom zum Finanzherrscher

*Jakob Michael ist einer der bedeutendsten  
Finanziers des heutigen Deutschlands, der  
in seltener Weise die Gesetze des Handels  
und der Chemie meistert. Sein phantastisch  
rascher Aufstieg hat kaum seinesgleichen.*

**D**er Zwang der Sabbathheiligung und der jüdischen Speiseordnung war Gesetz in seinem Elternhaus. Am Türpfosten hing in kleiner Hülse die pergamentene Rolle mit den zehn Geboten, eine braune Perrücke aus Flachs entstellte der Mutter würdiges Antlitz. Der Vater, ein kleiner Kaufmann, bedrängt von kleinen Geschäften, in stetem Hin und Her zwischen der engen Heimatstadt und dem lebendigen Frankfurt, gewann Größe und eigene Würde, wenn er am Abend des Passahfestes die traurig fröhliche Mär von der Juden Leiden in Aegypten, von Moses Wunder und von der süßen Erquickung des herabregnenden Manna vorlas. Aufrecht schritt der Knabe neben dem Frommen, den der schwarze Gehrock und der spiegelnde Zylinder seltsam fremd machte, an den hohen Feiertagen über den Marktplatz in die alte Synagoge.

Seiner Abkunft dankte der Knabe die erste große Wendung in seinem Leben. Nach Erreichung des „Einjährig-Freiwilligen“ kam er — der Vater hatte die alten Familienbeziehungen genützt — in das große Metallhandelshaus nach Frankfurt. Als Lehrling trat der Knabe in den ungeheuren Betrieb, beschwert mehr als gestützt von totem Schulwissen und Talmudkenntnis.

Die ersten Tage waren furchtbar. Blei, Eisen, Gold, Kupfer: in der Schule waren es Elemente gewesen, faßlich beschrieben mit ihren Eigenschaften und Gewichten im Lehrbuch der Chemie, durch einfache Formen verwandelbar in Legierungen.

Nun galt dies alles nicht mehr oder war doch ganz anders. Nicht die Formel hatte Bedeutung, sondern der Preis, der täglich, stündlich wechselte. Nicht der Fundort war von Wichtigkeit, sondern die



# Banklehrling

Die Karriere Jakob Michaels  
von Georg Fröschel

Märkte und Börsen von Hamburg, London und New York. Was kümmerte all das den Knaben, der irgendwo an einem Pult saß und schematische Eintragungen auf Karthotekformulare machte? Es kümmerte ihn. Niemand wußte davon, niemand durfte es wissen von den schreibenden, im kleinen eifrigen Gehilfen, den im Schnellschritt durch die Büros eilenden Prokuristen. Doch sein Nichtwissen, sein Nichtbegreifenkönnen dessen, was um ihn geschah, worum es in diesen Ziffern, Zahlen und Namen ging, zerriß den Knaben fast. Er mußte alles wissen. Bisher hatte er doch immer alles begriffen, hatte mühe-los zergliedert und in sich aufgenommen, was den Schulkameraden Qual und dunkles Rätsel war. Er mußte auch hier eindringen, die Spalten finden, die dunkle Mauer sprengen, die ihn von den Wissen-  
den trennte.

Doch er versagte zuerst. Es lag nicht an der Verwirrtheit und Vielheit des Stoffes, es lag an der Helligkeit und rasenden Schnelle der Welt, in die er aus kleinstädtischer Stille und Dämmerung plötzlich gestoßen worden war. Nicht nur die Dinge, die Menschen waren hier anders. Er hatte nicht gewußt, daß man so schnell denken könne, er konnte es nicht fassen, daß Entschlüsse, die ungeheure Vermögen und Eisenbahnzüge voll Metall ins Rollen brach-



Einer der mächtigsten Finanzmänner  
Deutschlands, der heute mitbestimmend  
für den deutschen Zinssatz ist:

Jakob Michael



ten, blitzartig am Telefon gefaßt wurden, kaum, daß die Stimme, die durch den Draht die Anregung gab, verhallt war. Wie hatte der Vater zu Hause mit der Mutter überlegt, wenn es galt, ein Pöstchen Ware abzustoßen oder zu erwerben! Es dauerte lange, bis der Knabe an die Realität der Summen und Warenmengen glaubte, die hier zu Ziffern und Codeworten verdichtet, an ihm vorüberzuckten.

Doch plötzlich, als hätte ein Schwert hieb den Knoten zerhauen, war alles klar. Ohne daß er wußte, wie es geschah, sah er mit einemmal, begriff er die Struktur des Handels, die Technik der Arbitrage, die Bedeutung des Zahlenbruches am Ende der Preisziffer, die das Wunder des Gewinnes barg. Nun saß er an seinem Pult, schrieb die Zahlen und die Buchstaben auf sein Karthotekformular, und die Zahlen und Buchstaben verknüpften sich von selbst mit den anderen Zahlen und Buchstaben, die ringsum geschrieben und gerufen wurden, zu zweckvollem Ganzen. Er begriff das Geschäft.

Er war in einer guten Schule. Die Metallfirma, der er diente, ruhte auf breiter Basis. Sie tauschte nicht nur Güter gegen Geld und Geld gegen Güter, trieb nicht nur Handel, sondern war fest verankert in der Produktion selbst, förderte aus eigenen Gruben ihre Handelsware, das Erz, war selbst Teilhaberin der Banken, aus denen ihre Mittel strömten. Sie verdiente auch am Geld, das sie sich auslieh.

Der Knabe sah, beobachtete und lernte. Sehr früh schon begriff er die drei Hauptkräfte der Wirtschaft: Industrie, Finanzkapital und Handel. Diese ersten Eindrücke blieben ihm, formten für immer seine Persönlichkeit.

Doch der Knabe reifte zum Jüngling, zum jungen Mann heran, und nun sah er

nicht mehr nur das Geschäftsgetriebe um sich, er sah auch die Menschen, denen er diente, sah sich selbst in dieser fremden Welt und erkannte, wie wenig er war. Dem Ehrgeiz, dem rasenden Willen sich durchzusetzen, den Chefs, die irgendwo unsichtbar thronten, seine Kraft, sein Ich zu beweisen, folgte die böse, peinigende Erkenntnis, daß es von seinem Pult aus keinen Weg nach aufwärts gab. Im Hause herrschte die Dynastie, der Klüngel der Familie. Der Wall der durch Bluts- und Interessengemeinschaft Aneinandergebundenen war für ihn, der der namenlosen Dämmerung des Mittelstandes entstammte, unsprengbar.

Im Büro gab es wohl herablassende Anerkennung und Gehaltsaufbesserung, doch nach der Geschäftszeit dankte man seinem Gruß mit höflicher Fremdheit. Einmal hatte er mitangesehen, wie das achtjährige Töchterchen des Chefs vor einem öffentlichen Park in das lackspiegelnde Auto sprang, in dem die Gouvernante, lächelnden Vorwurf auf den Lippen, bereits wartete. „I am late — dont be angry!“ entschuldigte sich lachend das Kind. Weiß leuchtete das kleine Oval ihres Gesichtes zwischen schwarzen Locken, das Auto schnurrte davon. Ja, das war eine andere Welt!

Er war zwanzig Jahre alt, als er die Konsequenz zog. Drei Feiertage benutzte er zu langen Gesprächen mit dem Vater in der Kleinstadt. Lange wehrte sich der vorsichtige Alte, doch die Verwandten unterstützten den Ehrgeizigen. Fünfzehntausend Mark wurden aufgebracht, und acht Tage später empfingen die großen Herren in Frankfurt ein kühles Entlassungsgesuch ihres jungen Disponenten.

Fortsetzung auf Seite 116





„... Betrachte ihn genau ... öffne deine Augen und schließe dein Herz ... und liebe nie jemanden ... nie!“

# ABRECHNUNG

NOVELLE VON J. PASZTOR

*Illustrationen von Karl Schenker*

Szivak, der alte Kunstliebhaber, stieg fröhlich, ein Lied vor sich hinsummend, zum Atelier Ella Tusnays empor. Er war soeben einem Kritiker begegnet, von dem die Künstler größtenteils nur Grobheiten zu hören bekamen. Der Kritiker hatte mit großer Begeisterung von

dem Mädchen gesprochen. „Sie ist die beste unserer Malerinnen,“ hatte er gesagt. „Pfirsiche, Melonen, Katzen oder blühende Bäume. Das ist alles, was diese Frauen malen können. Ella Tusnay sieht aber die größeren Bedeutsamkeiten des Lebens. Sie malt die Wirklichkeit, doch sie bestreut



alles mit dem feinen Tau der Frauenseele. Man sieht, daß sie Talent hat.“

Szivak eilte mit jugendlicher Aufregung zu Ella Tusnay.

Er hatte das Mädchen entdeckt, und auf sein Zureden hatte ihre Familie nach langem Zögern gestattet, daß sie ihr Heim verlasse und mit dem Künstlerleben den Kampf aufnehme. Er freute sich also doppelt, als er jetzt diese wertvolle Anerkennung vernahm, und er wollte sie eiligst, frisch und warm dem Mädchen überbringen.

Er läutete. Das Mädchen öffnete ihm, doch Szivak war betroffen, als er ihr Gesicht erblickte. Er drückte ihr voll Mitleid die Hand.

„Was ist? Was ist geschehen? Sie haben geweint!“

Sie gingen langsam ins Atelier. Das Mädchen blickte ernst, mit bemäntelter Traurigkeit in Szivaks Gesicht, der, Zutrauen erweckend, mit väterlicher Bewegung in ihren Augen forschte.

„Ich bringe eine gute Nachricht. Mit Pentelei habe ich gesprochen. Er hat Sie sehr, sehr gelobt.“

„Sie bringen mir immer angenehme Nachrichten,“ begann das Mädchen langsam, und ein sanfter Schein flammte in ihren Augen auf, „heute könnte ich mich aber über gar nichts freuen, Sie sind zur schlechten Zeit gekommen, lieber Freund.“

Der Mann schaute ihr teilnahmsvoll in die Augen und griff wieder nach ihrer Hand.

„Ella! Sie wissen, daß Sie auf mich rechnen können. Was ist mit Ihnen vorgegangen? Ich habe Sie stets stark, frisch und beherzt gefunden, wie eine, die die kampfreichen Tage schon überstanden, die schon etwas gewonnen hat. Sie werden ja bereits anerkannt, Ihre Bilder werden gekauft.“

„Ja,“ antwortete das Mädchen und senkte den Blick. „Ich bin aber doch nur ein Weib. Einst glaubte ich, mir werde es nie passieren, daß ich eines Mannes wegen weine, daß ich den Kopf an die Wand schlagen werde. Und nun ist es dennoch geschehen...“

„Ella, Sie sind verliebt. Ich habe es gesehen. Ich habe es schon längst gesehen. Aus vielen winzigen, sicheren Zeichen habe ich es herausgelesen, obzwar Sie mir davon nie erzählten. Und ich kann Ihnen sagen, ich war sogar ein wenig besorgt. Im Leben solcher Frauen, wie Sie eine sind, bedeutet die Liebe etwas ganz anderes. Wer seine Gesellschaft, seine Familie für die Kunst so verlassen, und wer mit so viel Kraft und so viel Entsagung kämpfen konnte...“

„Schweigen Sie,“ fuhr ihn das Mädchen an. „In meinen Gefühlen war auch ich ein dummes Weib. Ich hatte geglaubt. Ich hatte vertraut. Man hat auch mich belogen, das ist das Ganze. Nur daß ich diese Lüge kaum ertragen werde. Und das ist das Schlimme. Lesen Sie diesen Brief.“

Damit übergab sie dem Mann einen Brief. Er las ihn und blickte manchmal verstohlen in das Gesicht des Mädchens, dann gab er ihr das Schreiben zurück.

„Wann kommt das... das Mädchen?“ fragte er ernst.

„Sie schreibt es ja. Den Brief habe ich heute früh erhalten. Sie muß jeden Augenblick da sein.“

„Dann werde ich also...“

„Ja. Wenn sie läutet, lasse ich Sie hier durch die Hintertür hinaus. Sie brauchen mit ihr nicht zusammenzutreffen.“

„Und ihren Sohn bringt sie auch mit?“

„Sie hat es geschrieben,“ sagte das Mädchen langsam, und ihr Gesicht rötete sich plötzlich. Sie warf einen Blick auf





„ . . . Verzeihen Sie mir . . . ich habe es für mein Kind getan!“

den Mann, in ihren Augen flammte es zornig auf, und plötzlich standen ihr Tränen in den Augen, als sie sprach:

„Ich schäme mich, nicht, weil sie seine Geliebte war, bevor er mich kannte, nicht weil er ein Kind hat, sondern . . . hätte ich

mich darum gekümmert, wenn ich gewußt hätte, daß er mir seine ganze Seele gibt? Jetzt sehe ich aber, ich fühle es, daß er auch mich unter jene reiht, die sich mit einem halben Leben, mit einer halben Wahrheit zufrieden geben. Mich, die für



die ungewisse Zukunft, nur aus innerer Sehnsucht die sichere Bequemlichkeit, das weiche Leben für das schmerzliche, stürmische, aber mit wirklichen Flammen brennende Leben verlassen konnte. Ich weiß, Sie betrachten mich so, wie ich bin. Sie könnten mein Vater sein. Sie haben meine ersten Schritte gesehen, Sie haben sich für meinen Kampf begeistert. Sie haben mir Zutrauen eingebläht und mir geholfen. — Ich habe mich dort auf dem Teppich gewälzt und mich mit den Zähnen in die Fransen verbissen. Noch gestern hatte er mir gesagt, daß er mich liebt und mich heiraten wird. Was braucht man noch mehr, nicht wahr? Daß er jemanden verlassen hat, daß jemand seinetwegen schon zugrunde gegangen ist, das ist ein noch größeres Verdienst, nicht wahr? Ich aber habe noch mehr erwartet. Ich habe erwartet, daß mich der, der mich zur Frau haben will, nicht belügt. Daß er mich der größten Wahrheit würdig hält, wenn er mit mir leben will. Nur soviel. Ich habe geglaubt, daß man mich, als ich einen anderen Weg einschlug, als ich die ewig heitere Luft des vornehmen Mädchenlebens mit seinen winzigen, unbedeutenden Aufregungen und seinen rosigen Lügen verließ und auf meinen eigenen Füßen stehen lernte, daß man mich auch nach meinem Herzen lieben wird. Ich hatte vergessen, daß ich gerade so verlassen bin, wie die anderen Frauen meines Standes... das hatte ich vergessen. O, welche Dummheit!"

„Und was werden Sie jetzt beginnen?“

Des Mädchens Stimme trübte sich, sie erhob langsam den Kopf.

„Was ich beginnen werde, das weiß ich nicht, ich fühle aber, daß ich das tun werde, was ich tun muß.“

Der Mann reichte ihr die Hand. Er sagte ergriffen:

„Ella! Würde es nicht auch solche Frauen geben wie Sie, könnten wir Männer nie besser werden.“

Das Mädchen setzte sich in die Ecke des Diwans und spielte mit einem Pinsel.

„Was habe ich davon,“ sprach sie bitter. „Glauben Sie, es gäbe nicht auch solche Männer wie die, von denen wir träumen? Es gibt solche, das Leben ist aber mit seinen Zufällen so dumm. Es wirft uns hin und her, und wir stoßen mit irgend jemandem zusammen.“

„Betrachten Sie diese Sache nicht so finster. Er kann seinen Fehler noch gut machen. Er hatte bis jetzt keinen Mut, es einzugestehen, er kann Sie aber trotzdem lieb haben. Es ist doch nur eine vorübergehende Stimmung bei Ihnen. Friede, Friede, liebe Ella! Wir müssen mit uns ein wenig handeln lassen. Glauben Sie mir, es ist so. Ich weiß es. Ich bin schon ein alter Mann.“

In diesem Augenblick wurde geläutet. Das Mädchen sprang empor und sagte aufgeregt:

„Jetzt gehen Sie. Hier durch die Hintertür. Ich muß mit ihr sprechen. Ich muß sie sehen.“

Der Alte warf einen unschlüssigen Blick auf das Mädchen.

„Sie können nicht hier bleiben. Ich werde es schon selbst erledigen. Ich werde es gut erledigen, fürchten Sie sich nicht.“

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Szivak drückte ihr warm die Hand.

„Seien Sie klug, Ella,“ sprach er zu dem Mädchen. „Im Leben gibt es nur halbe Wahrheiten, nur Mittelwege. Man ist ein Mensch, nicht sein eigener Herr. Man zappelt im Netz der Gewohnheiten und der Furcht.“





„Was soll das? Was ist geschehen?“ fragte er erstaunt.



„Morgen, ... kommen Sie morgen zu mir,“ sagte das Mädchen, und in ihren Augen brannte ein fremdes Feuer, „jetzt gehen Sie.“

Damit schob sie Szivak sanft hinaus. Sie blieb für einen Augenblick stehen und blickte umher. Das Klingeln ertönte wieder, mit furchtsamem Ton. In einer Viertelstunde wird auch ihr Bräutigam hier sein — dachte Ella für sich. In ihren Augen blitzte es wieder auf, sie trat trotzig zur Tür und öffnete.

Vor der Tür stand eine hübsche, kleine blasse Frau; Verlegenheit und Mutlosigkeit waren aus ihrem Blick zu lesen. Neben ihr trippelte ein fünfjähriger Knabe und schaute mit weit aufgerissenen Augen in das Gesicht des Mädchens.

Einen Augenblick maßen sie einander wortlos.

„Entschuldigen Sie,“ sprach die vor der Tür stehende Frau befangen, „entschuldigen Sie, aber ich konnte nicht anders ...“

Ella ergriff wortlos die Hand des Knaben. Sie führte ihn in das Atelier, nachdem sie vorher seine Mutter eingelassen hatte.

Dort betrachtete sie aufmerksam das Gesicht, die Augen, den Mund des Kindes, und ihr Herz füllte sich plötzlich mit Traurigkeit. Es ist also wahr! Jedes Wort ist wahr!

Die andere forschte in dem Antlitz des Mädchens und begann gerührt, langsam zu sprechen:

„Früher oder später hätten Sie es ja ohnehin erfahren müssen ... Wenn ich Ihnen Schmerz bereitet habe, verzeihen Sie mir. Ich habe es meines Kindes wegen getan. Uns hat er schon vor einem Jahre verlassen, seit einem halben Jahre hilft er uns nicht einmal, wir befinden uns in der größten Not. Alles habe ich versucht, es ging aber schwer. Endlich konnte ich in

einem Geschäft eine Anstellung erhalten. Doch als man erfuhr, daß ich ein gefallenes Mädchen sei, daß ich ein Kind habe, schickte man mich fort. Ich bin gebrandmarkt, nur darum, weil ich geliebt habe. Ach Gott! Unser Herz, unser Blut, unsere Natur will, daß wir lieben, und hat die Liebe Folgen, wirft uns die Gesellschaft hinaus auf die Straße. Wohin soll ich gehen, an wen soll ich mich wenden? Meine Familie habe ich seinetwegen verlassen. Ich habe niemanden. Glauben Sie mir, ich sehne mich nicht nach seiner Liebe. O, ich bin schon viel tiefer gesunken. Ich will nur das Leben meines Kindes, seines Sohnes, erhalten. Ohne seine Hilfe gehen wir beide in dieser schrecklichen, unbarmherzigen Stadt zugrunde. Darum habe ich Ihnen geschrieben, daß ihm vielleicht Sie, die er liebt, und die er heiraten will, ins Gewissen reden könnten, daß er uns nicht umkommen lasse.“

Sie fuhr mit der Hand über das Gesicht des kleinen Knaben und blickte fragend in Ellas Gesicht.

„Haben Sie vielleicht noch ein Zimmer hier?“

„Ja, ja,“ sprach plötzlich Ella, ergriff die Hand des Kindes, öffnete eine Tapetentür und führte es in das neben dem Atelier befindliche Schlafkabinett.

Die Mutter schaute Ella dankbar in die Augen.

„Es ist ein kluges Kind,“ sagte sie lächelnd. „Es versteht jedes Wort. Ich möchte nicht, daß es höre, was wir sprechen. Sein Herz ist ohnehin so empfindlich. Es ist voll mit meinem Kummer. Sie waren noch nicht Mutter. Sie wissen nicht, was es heißt: ein aus unserem Herzen entsprungenes neues Leben, eine neue Welt, mit der wir rechnen. Ich möchte es vor allem bewahren, was verletzend ist,



und das Leben reibt doch schon wie ein großer Stein an seinem winzigen Herzen.“

Elta blickte ernst in das Gesicht der anderen.

„Sie sind eine vornehme Dame... ich fühle es... ich fühle es aus Ihren Worten.“

Die andere senkte den Blick.

„Das bin ich. Mein Vater war Staatsbeamter... Da er mich verlassen, kann ich zu ihm nicht zurückkehren... Man hält mich für schlecht... Aber glauben Sie mir... ich habe geliebt... Auch ich

habe geträumt, wie Sie jetzt... alles ist in Nichts versunken... Ich hatte nur ein Herz, rechnen konnte ich nicht, denken lehrte man mich nicht, das Leben habe ich nicht gekannt...“

Sie schluchzte plötzlich auf, ergriff die Hand des Mädchens und sprach flehend:

„Denken Sie von mir nichts Schlechtes,“ sprach sie und suchte mit ihrem feuchten Blick die Augen des Mädchens. „Ich will Ihrer Glückseligkeit nicht im Wege stehen. Sie sind schön, ich bin schon eine gebrochene Frau. Ich könnte ihn schon



„Worum haben Sie das getan? ... Wir sind nicht so stark ... Sie hätten glücklich sein können!“



nicht mehr lieben. Sie können ihn glücklich machen. Ich habe lange überlegt, bis ich mich zu diesem Schritt entschloß. Zehnmal bin ich vor dem Haus auf und ab gegangen und habe zu dem großen Fenster des Ateliers hinaufgeschaut. Ich sah Sie oft, einmal sah ich Sie auch mit ihm! Und glauben Sie mir, damals fühlte ich schon gar keine Aufregung mehr. Mit mir war er doch auch so spazieren gegangen, einst hatte er doch auch auf mich mit derselben Sehnsucht, mit demselben brennenden Blick geschaut, wie nun auf Sie.“

Ellas Antlitz wurde blutrot. Sie schrie gereizt:

„Sprechen Sie nicht, bitte, sprechen Sie nicht!“

Ein starkes, kurzes Läuten ertönte.

Ella warf ihren Kopf empor, die andere lauschte erschrocken gegen die Tür, dann blickten sie einander plötzlich in die Augen.

„Ja. Er ist es,“ sagte Ella langsam und machte einige Schritte gegen die Tür.

Die andere sprang empor und klammerte sich plötzlich an den Arm des Mädchens.

„Um Himmels willen, öffnen Sie nicht, oder verstecken Sie uns! Ich will keinen Skandal. Ich habe mich nur an Ihr gutes Herz gewendet. Nicht, nicht! Ich will es nicht! Ich weiß, wie sehr er sich aufregen würde, wenn er uns hier erblickt!“

In Ellas Augen loderte eine trotzige Flamme auf.

„Gut,“ sagte sie ernst.

Sie öffnete die Tapetentür und schob die andere rasch in das Kabinett. Für einen Augenblick blieb sie stehen, dann sprang sie zum Spiegel, trocknete die Augen, ordnete das Haar, ging dann mutig zur Tür und öffnete. Froh gelaunt trat

der Mann ein und griff nach der Hand des Mädchens. Das Mädchen zog sie aber zurück.

„Was soll das? Was ist geschehen?“ fragte er erstaunt.

Das Mädchen deutete gegen die Tapetentür.

„Dort drinnen befinden sich eine Frau und ein Kind. Die Frau, die du geführt hast, das Kind ist dein Kind.“

„Sie hat es gewagt, sich hier hereinzudrängen!“

Das Mädchen verstellte ihm den Weg und hielt ihn auf.

„Bleib. Ich frage dich nur eines: Warum hast du mich belogen?“

Der Mann wandte den Kopf ab. Er konnte auf die Worte des Mädchens nicht antworten. Er bewegte sich zornig und wollte wieder gegen die Tür stürmen. Doch das Mädchen stellte sich vor diese und breitete die Arme aus. Ihre Augen funkelten, als sie dem Mann ins Gesicht schaute.

„Antworte mir!“ verlangte sie von ihm. „Antworte! Du wußtest, du sahest, daß ich kein Kind bin. Du hättest wissen müssen, daß ich keine Puppe bin, mit der man spielen kann. Ich hatte dich gefragt, ob niemand in deiner Vergangenheit war, und du getrautest dich zu lügen! Woher nahmst du dir dieses Recht, das frage ich dich. Ich gab dir meine ganze Seele und du... du... du warst feige, die Wahrheit zu gestehen. Du hast gelogen und du wolltest in unser Leben eine Lüge bringen, wo ich dir mein ganzes Leben rein schenken wollte. Du betrachtetest auch mich mit den Augen, mit denen ihr überhaupt die Frauen betrachtet, die sich mit dem Handeln, mit der Erniedrigung und mit dem Weinen zufrieden geben müssen.“

Fortsetzung auf Seite 120





Einwohner Ceylons  
in alter Festtracht

# CEYLON

\*

## Ankunft in Ceylon

Von Hermann Hesse

*Hohe Palmen am Strand,  
Leuchtende See und nackte Rudrer im Boot,  
Uralt heiliges Land,  
Ewig vom Feuer junger Sonne umloht  
Blaues Gebirg' verliert sich in Dunst und Traum,  
Gipfel blenden, man sieht sie vor Sonne kaum.*

*Grell umfängt mich der Strand:  
Seltsame Bäume starren streng in die Luft,  
Häuser taumeln farbig im Sonnenbrand,  
Menschengetöse aus schillernden Gassen ruft.*

*Dankbar flüchtet mein Blick ins Gedräng' —  
Nach unendlicher Seefahrt welch süßer Tausch!  
Und mein Herz wird vor Freude eng,  
Schlägt wie vor Liebe im seligen Reiserausch.*





Aus Ceylon: Palmenallee





Kanal durch den Palmenwald





Blick aus einem Hotelfenster auf Ceylon



# WAS SOLL MAN TUN?

KLEINE ERINNERUNGEN

VON LUDWIG WOLFF,

dem Autor von »Garragan«

Mein Vater verlangte, daß ich Konsul werden sollte. Was er von diesem Konsulat erhoffte, weiß ich nicht, aber ich lernte acht lange Jahre nebenamtlich arabisch, persisch und türkisch.

Ich bin nicht Konsul geworden, und meine Kenntnisse jener schönen Sprachen sind betrübend gering.

Als ich ein sechzehnjähriger Gymnasiast war, fiel mir zufällig ein Novellenband Maupassants in die Hände. Ich beschloß sofort, diese Novellen ins Deutsche zu übertragen. Da ich von meinem Vater Prügel bezogen hätte, wenn ich derartige überflüssige Arbeiten zu Hause gemacht hätte, so übersetzte ich Maupassant während der Mathematikstunden, die mich stets aufs heftigste gelangweilt hatten. Als ich mit meiner Arbeit fertig war, schickte ich die Uebersetzung einem Dresdner Verleger ein, der mir für den Band 200 M. bezahlte. Hei, dachte ich, was für ein feines Geschäft ist doch die Schriftstellerei! Ich kaufte mir von diesem ersten Schriftstellerhonorar entsetzlich viel Schokolade und verdarb mir gründlich den Magen. In Mathematik aber fiel ich durch.

J. J. David, der nun schon tot ist und ein großer Novellist war, ohne jemals die ihm gebührende Anerkennung gefunden

zu haben, „entdeckte“ mich, als ich siebenzehn Jahre zählte. David war damals Feuilleton-Redakteur des eben begründeten „Neuen Wiener Journals“ und druckte jeden Sonntag eine kleine Erzählung von mir ab, die eine geschickte Maupassant-Kopie war. Für jede dieser nachempfundenen Geschichten erhielt ich ein Honorar von zwanzig Gulden. Kein Gymnasiast hatte vor dem Krieg so viel Geld verdient wie ich.

Nach dem Krieg allerdings haben Schüler ganz andere Summen „ins Verdienen gebracht“.

Der alte Hofrat Friedrich Uhl, einer der klügsten und boshaftesten Greise, die kennen zu lernen ich die Ehre hatte, forderte mich auf, einen Roman zu schreiben.

„Es ist zwar ein trostloses und undankbares Geschäft,“ sagte er grinsend, „denn nach zehn Jahren kann kein Mensch das dumme und veraltete Zeug mehr lesen, aber warum sollen es die jungen Leute von heute besser haben als wir Alten, die auch einmal »berühmte« Romanschreiber gewesen sind?“

Ich schrieb einen Roman.

Mein liebster und bester Freund war in jenen frühen Zeiten Jakob Wassermann.



Er verfaßte ein sehr freundliches Vorwort zu dem Roman, der in hohen literarischen Kreisen nicht ohne Anerkennung aufgenommen wurde. Reife vollbärtige Männer schrieben wohlwollend über den jugendlichen Roman und klopfen mir ermunternd auf die Schulter. Ich war damals ein Talent, das zu Hoffnungen berechnete.

Aber mein Freund Jakob Wassermann sagte freimütig: „Sie sollten Lustspiele schreiben, mein Lieber. Sie sind der geborene Lustspiel-Autor.“

Ich war damals leicht beeinflußbar und beschloß, keine Romane mehr zu schreiben.

Ich ging zum Theater und diente Josef Jarno zehn Jahre lang treu und ehrlich als Dramaturg.

Da mich das Lesen fremder Theaterstücke sehr bald langweilte, fing ich an, eigene Komödien anzufertigen. Teils allein, teils mit Anderen. Die besten jener ironischen Lustspiele sind gemeinsam mit Stefan Großmann geschrieben worden. Wie vortrefflich diese Komödien gewesen sind, die von ersten Theatern angenommen worden waren, hat sich leider nicht feststellen lassen, denn unsere satirischen Werke sind stets von der Zensur verboten worden.

Zensur ist immer eine gute Ausrede.

Eines Abends kam ein Freund, der Husarenoffizier und von Adel war, zu mir und sprach also: „Du solltest Theaterdirektor werden. Wollen wir zusammen ein Theater machen?“

Wir machten zusammen ein Theater. Wir bauten sogar ein ganz neues Haus.

Ich eröffnete das Theater mit einem Stück von Ossip Dymow. Dann spielte ich

Wedekind, d'Annunzio, Büchner, Grabbe und ähnliche zugkräftige Dichter. An Anerkennung für solche Arbeit fehlte es nicht. Ich galt damals als einer der hoffnungsvollsten deutschen Regisseure.

Es war eine stolze Zeit, aber so viel Literatur vertrug unser entzückendes kleines Theater nicht. Wir wankten der Pleite entgegen.

Eines Nachts sagte mein Freund, der Husarenoffizier, sehr wehmütig: „Weißt, Du solltest doch lieber Romane schreiben. Meinst nicht auch?“

Ich setzte mich in ein kleines Südtiroler Dorf und schrieb wieder einen Roman.

Als mein Freund Carl Rößler den Roman gelesen hatte, erklärte er zuversichtlich: „Du mußt unbedingt ein Theaterstück schreiben.“

Was soll man tun?

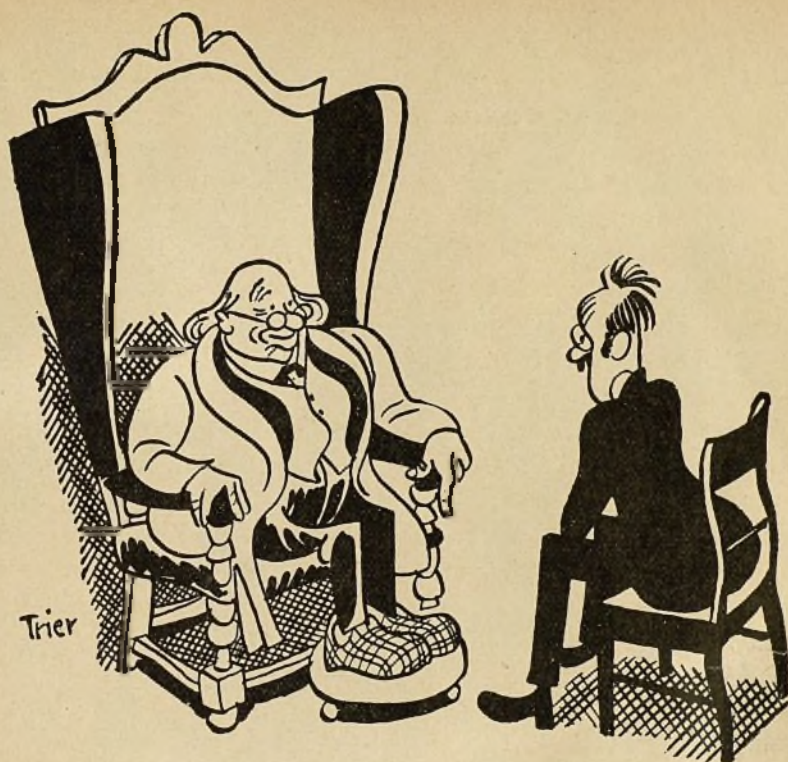
Ich weiß es nicht. Kein Mensch weiß, was er tun soll.

Jedoch, eines Tages — bei einer Filmaufnahme „Garragans“ — sagte plötzlich und überraschend der Kutscher der Autodroschke, der uns nach Potsdam gebracht hatte, zu mir: „Wissense, Ihr Roman hat mir ganz jüt jefallen. Der Garragan ist'n feiner Junge. Den kann man jern haben, aber auf die beeden Weiher hab' ick 'ne Wut!“

Ich nahm den gütigen Mann unter den Arm und ging mit ihm in eine Kneipe, wo wir mehrere Weiße mit Himbeertranken und uns über Literatur unterhielten.

Lirumlarumlöffelstiel, es ist alles nicht so wichtig. Aber vielleicht soll man in jedem Fall einen Berliner Droschkenkutscher in mittleren Jahren um Rat fragen, wenn man nicht weiß, was man tun soll.





## Der Optimist

*Zu dem guten, frommen Greise,  
der in hoffnungsfroher Weise  
fort und fort die Leier schlägt,  
sprach ich neulich tiefbewegt:*

*„Lösen Sie mir doch die Frage,  
wie Sie, trotz der Weltenlage,  
oben, unten, vorn und hint'  
allzeit optimistisch sind.*

*Helfen Sie mir doch begreifen,  
wie Sie, ohne je zu keifen,  
wo Sie gehn und wo Sie stehn,  
immer nur das Gute sehn.“*

*— Lächelnd wies der Edle, Reine  
unterwärts auf seine Beine,  
wo ein Filzpantoffelpaar  
sinngemäß befestigt war.*

*Lächelnd hub er an zu sprechen:  
„Wozu sich den Kopf zerbrechen?  
... Wenn er fröstelt, wird der Mensch  
mißgelaunt und wetterwend'sch.*

*Aber Filz und Lämmerfelle  
sind des Optimismus Quelle.  
Er erblüht als Resultat,  
wenn man warme Füße hat.“*

Dr. Owlglass



# EINE SENSATIONELLE

## *Die klugen Seelöwen*

*Wie Kapitän Winston seine Seelöwen dressierte und aus dem privaten Vergnügen eines kleinen Fischhändlers die große internationale Varieté-Nummer schuf, ist noch nicht bekannt. Die klugen Tiere haben Hunderttausende vor dem Vorhang amüsiert und unterhalten; hier ein Blick hinter den Vorhang.*



Kapitän Winston

den jedes im Rampenlicht arbeitende Tier besitzen muß, den kalten Begriff der Abrichtung. Es kommt aber nur darauf an, bei den Tieren der Szene Persönlichkeit und Eigenart zu entdecken und zu beweisen, daß auch sie schöpferisch sind.

Kapitän Harald Winston hat es mit seiner Seelöwentruppe bewiesen, die seit Jahresfrist die Sensation der großen europäischen Revuebühnen ist. Erst vor wenigen Wochen kam er nach Deutschland, zuerst nach München, von dort nach Berlin, und er wird von hier aus alle größeren Städte bereisen. Was seine Schauspieler, fünf Seelöwen, leisten, ist für den Zuschauer zunächst wunderbar bis zur Rätselhaftigkeit. Sie arbeiten auf der Bühne

Das Wort „Dressur“ hat im Sprachengebrauch einen harten mittelalterlichen Klang. Er setzt an die Stelle des guten Willens,

ganz selbständig; nicht etwa der Dresseur, sondern sie selbst und zwei Girls, die mit ihnen gemeinsam ins aufgestellte Wasserbassin steigen, geben sich gegenseitig das Stichwort. Genau wie es Schauspieler tun, die eine Pantomime aufführen. Unter Wasser veranstalten sie ein regelrechtes Schauschwimmen, bei dem natürlich die Damen von den Seelöwen im Kampf um die Meisterschaft erheblich geschlagen werden: an Grazie, an Schnelligkeit, im Brustschwimmen, im Rückenschwimmen, im Salto Mortale. Es sieht aus, als ob sie alles können, und als ob sie etwas spöttisch alles nachmachen, was Menschen unter Wasser fertig bringen. Denn in ihrem angestammten Element sind sie bedingungslos die stärkeren. Niemand zwingt sie, und trotzdem arbeiten sie mit derselben Genauigkeit wie ein zuverlässiger Artist.

Natürlich ist es nicht schwer, dahinterzukommen, daß in Wirklichkeit die Seelöwen den schwimmenden Girls gar nichts nachmachen, sondern daß diese ganz einfach im Voraus zeigen, was ja Seelöwen



# VARIÉTÉ - NUMMER



Fräulein Ferry und ihr nasser Kavalier





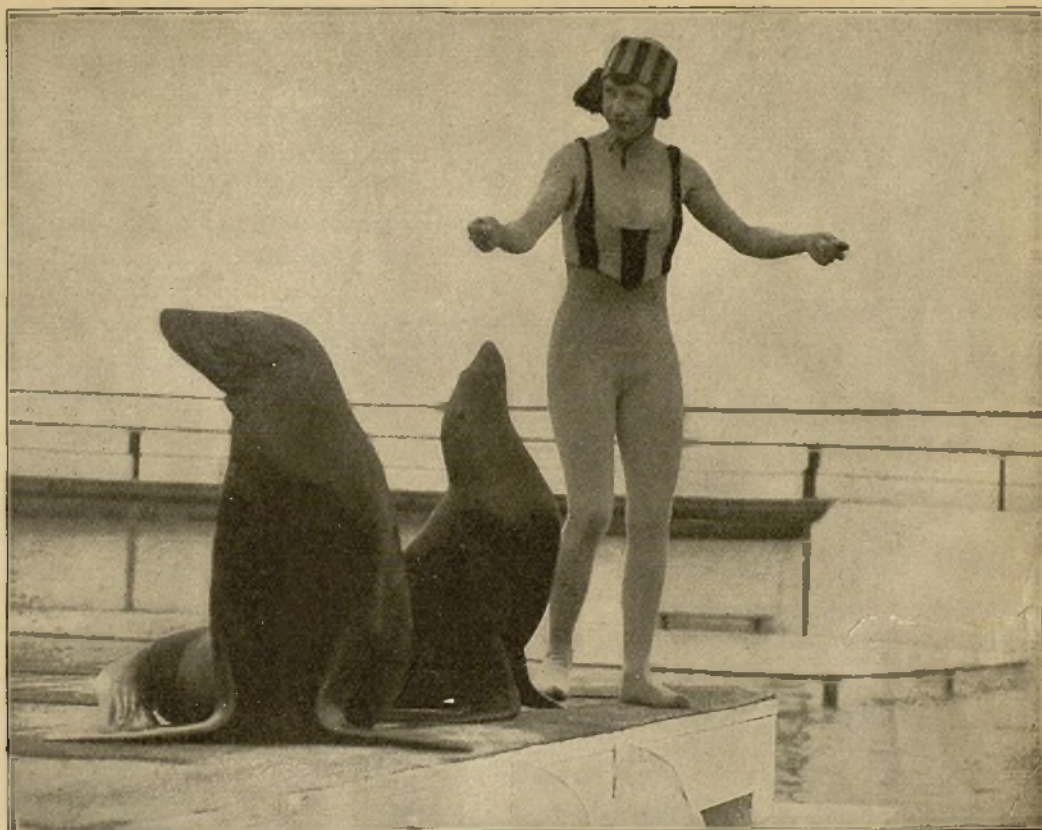
Ausfahrt. Die beiden Taucherinnen mit ihren Lieblings-Seelöwen im Automobil

von Hause aus können. Aber die entscheidende Tatsache bleibt bestehen: die Tiere werfen nicht ein einzigesmal ihre verschiedenen Aufgaben durcheinander, sie verpassen niemals ihr Stichwort und watscheln jeden Abend auf die Bühne zuversichtlich wie ein Schauspieler, der seine Rolle tüchtig studiert hat.

Im Rampenlicht sieht Mr. Winston aus wie ein heiterer junger Mann, hinter der Bühne beansprucht er seine vierzig Jahre und ein paar Sorgenfalten. Seine Lebensgeschichte hat auch zwei Seiten. Sie ist — das Gefühl ist kaum zu unterdrücken — etwas komisch, weil sie so furchtbar einfach ist, und etwas märchenhaft, weil doch schließlich Seelöwen für einen Schul-

jungen von zwölf Jahren keine alltäglichen Spielkameraden sind. In Kalifornien gibt es im Innern die berühmten Früchte, an der Küste exportiert man aus großen Fabriken Fischkonserven. Hier war die zweite Station des jungen Harald Winston. Als Commis bekommt er von den liefernden Fischern junge Seelöwen als Präsent dazu. Einer entwischt bei guter Gelegenheit aus seinem Bassin wieder ins freie Meer und kommt am nächsten Tag zur Mahlzeit mit einem „wildem“ Verwandten zurück. Ähnliche Vorfälle und der vom Bubenalter an gepflegte Umgang bringen den jungen Fischhändler auf den Gedanken, umzusatteln. Er hatte ja seit Jahren die besten Beziehungen zur See-





Fräulein Heigel mit zwei dressierten Seelöwen auf der Probenarbeit.

löwenwelt, zu den Fischern, die öfters einmal Exemplare aus dieser in unsere Welt entführen. In einer Vorstadt-Revue von San Franzisko fing er an, mit neunzehn Jahren hatte er drei Truppen bei Barnum und Bailey, später einmal achtundzwanzig Seelöwen zur gleichen Zeit. Auf die Provinz folgte die Großstadt; erst in ganz Amerika, später in Australien; drei Jahre in England und sechs Monate der vergangenen Saison an den Pariser Revue-Bühnen haben den internationalen Ruf dieses Dompteurs, der keiner sein will, begründet.

Unter Artisten kennt man ihn und seine Spezialität längst. Schon vor vierzehn Jahren war er im Berliner Wintergarten,

dessen Publikum er jetzt entzückt. Damals zeigte er allerdings weniger Originelles: Seelöwen, jonglierend, trompetend, reitend — Tricks, die jeder Zirkus schon einmal gebracht hat. Mehr als zweihundert Seelöwen sind inzwischen in Mr. Winstons Schule gegangen. So hat sich Erfahrung mit der sauberen Gesinnung eines Mannes vereint, dem Tierquälerei in jeder noch so abgewandelten Form ein Greuel ist.

Wenn Mr. Winston selbst über seine Arbeitsmethode bei der Erziehung seiner Seelöwen spricht, folgt jeder Erklärung seiner Tricks der bescheidene Nachsatz: „Das ist nämlich alles sehr einfach.“ — Mr. Winston hat nämlich „ganz einfach“ seine



Tiere zu einer vollkommen sozial organisierten Gemeinschaft herangebildet. Seelöwen haben einen Appetit, der gleich unendlich ist — sie verzehren solche Mengen, daß sie in Freiheit tagelang hungern müssen, bis sie auf See ein neues, noch nicht leergefressenes Fischgelände finden. Mit dieser Gefräßigkeit rechnet Kapitän Winstons Methode und gleichzeitig mit der anatomisch merkwürdigen Tatsache, daß man Seelöwen wirklich stundenlang füt-



Fräulein Ferry beim Absprung ins Bassin

tern darf, ohne daß sie sich auch nur im entferntesten überfressen. Sieben Tiere verbrauchen täglich einhundertundvierzig Pfund Fische. Und wer am tüchtigsten arbeitet, bekommt am meisten zu fressen.

Es kommt also lediglich darauf an, daß die Tiere diesen Lehrgrundsatz erfassen und daß er ihnen auf die Dauer in ihr traniges Fleisch und Blut übergeht. Aber gerade in diesem Zusammenhang ist der

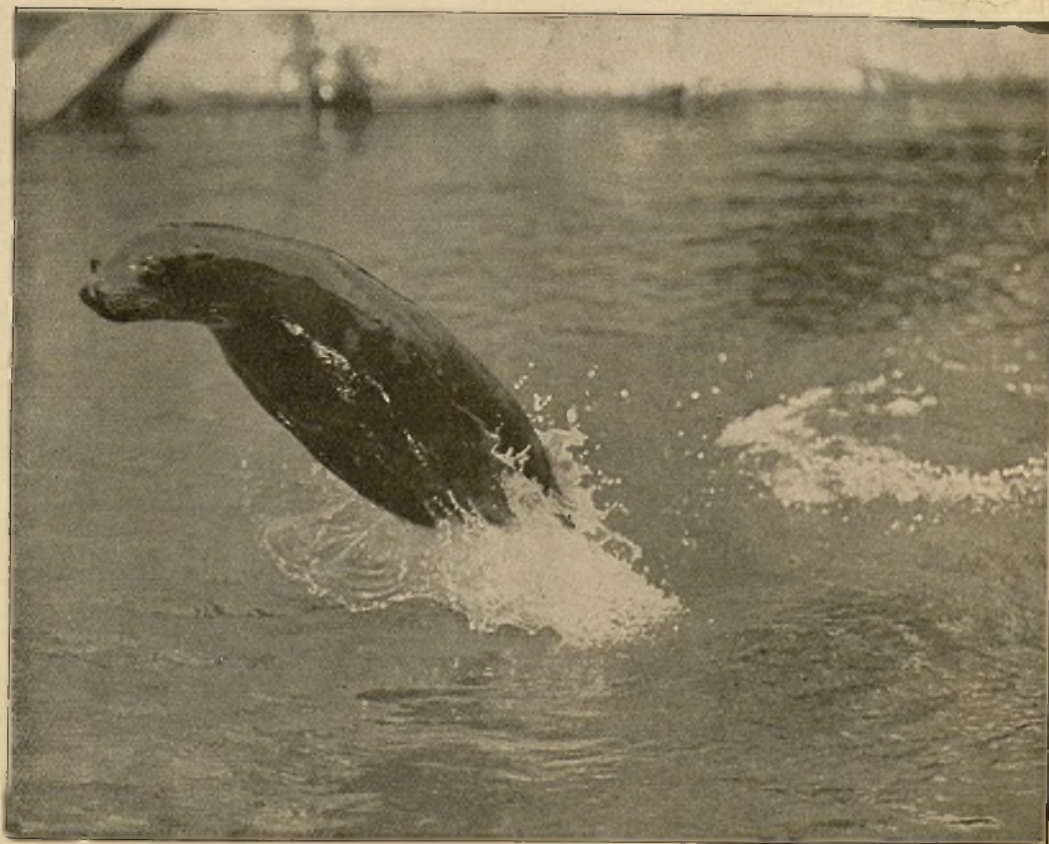


Seelöwe, von seiner gefräßigen Natur getrieben, durchaus nicht begriffsstutzig. Darum geht er auf alles ein, was sein Direktor verlangt, und, sobald er begriffen hat, tut er gern sein Bestes. Er weiß, daß ihm in jedem Fall ein Fisch als wohlverdiente Belohnung sicher ist. Das steht sozusagen in seinem Arbeitskontrakt.

Ungewöhnliche Gedächtniskraft unterstützt ihn. Mr. Winston pflegt auch nach der längsten Reise seine Vorstellung ohne jede Probe zu geben. Einen Trick, der einmal gelernt ist, vergessen die Tiere niemals wieder. Ebenso staunenswert, dauerhaft und tief ist ihre Anhänglichkeit. Während eines Sturmwetters in

Springfield im Staate Ohio entwischten einmal sämtliche Seelöwen in den nahen großen See. Innerhalb von Stunden hatten sie seinen gesamten Fischbestand weggefressen. Also waren sie abends um die Vorstellungszeit wieder pünktlich zur Stelle und verdienten sich ihren Fisch durch die gewohnte Arbeit.

Zwang, Pflege oder Drohung kennen sie nicht. Natürlich wollen schließlich auch Seelöwen nicht immer gerade das tun, was man von ihnen verlangt, und das ist in jedem Fall menschlich. Aber sie sind nicht halsstarrig. — Ein Tier ist magenkrank. Man gießt ihm eines Abends statt des erwarteten Wassers ein heilbringendes



Der dressierte Seelöwe Beauty beim Sprung



Oel in den Hals. Das Tier tobt und heult. Bald darauf spürt es die bekannte, erleichternde Wirkung und bei der nächsten Verabreichung geht es ohne alle Schwierigkeiten. Ein anderes Mitglied der Menagerie mußte wegen einer Schnenzerrung massiert werden. Die ersten Tage verlangten einen unheimlichen Aufwand an Geduld und gutem Zureden. Eine Woche später findet Mr. Winston das Tier, schon erwartungsvoll auf dem Rücken liegend, um die heilbringende Behandlung über sich ergehen zu lassen. Kleine Unfälle müssen abgestellt werden: wenn sich ein Seelöwe einen Holzsplitter in die Flossen jagt, schreit er und klagt. Wenn freundliches Ermuntern nichts hilft, muß der Splitter mit Gewalt entfernt werden; aber wenn demselben Tier das gleiche Ungeschick ein zweitesmal begegnet, kommt es gelaufen und hält seinem Herrn selbst die verletzte Flosse hin. Es ist nicht zu leugnen: die Seelöwen nehmen allen ärztlichen Eingriffen gegenüber den sehr gesunden Standpunkt der Erfolgsfrage ein. Bei einem Zahnarzt in Edinburgh mußte einem der Winston'schen Tiere der Backzahn gezogen werden. Es saß im Ordinationsstuhl wie ein Mensch und sperrte das wehe Maul auf. Umstände gibt es nur, wenn so ein Seelöwe zum Arzt noch nicht das rechte Vertrauen gefaßt hat: in Paris mußten fünf starke Männer ihn bei einer Operation halten, und, weil sie zu früh wieder losließen, zerschlug er mit der Flosse den ganzen Medikamententisch. Solche Kräfte haben die schwarzen Kerle. Für Mr. Winston in seiner Eigenschaft als ihr Manager waren solche Zwischenfälle natürlich stets eine willkommene Gelegenheit für echt amerikanische Reklame. Die Zeitungen brachten Bilder, wie der Seelöwe in die Autodroschke steigt, die ihn zum Doktor

fährt; wie er eine Stunde später, offenbar erleichtert und sichtlich gut gelaunt, vom Doktor die Treppe hinunter auf die Straße und in die Droschke turnt. Aber diese Vorgänge selbst waren, so geschickt sie reklametechnisch ausgenutzt wurden, doch niemals künstlich einstudiert.

Kein Schauspieler könnte mit einem Regisseur erfolgreich arbeiten, von dem er sich nicht verstanden fühlt. Mr. Winston beschäftigt sich mit seinen Seelöwen so eingehend wie ein Theaterdirektor, der seinen hoffnungsvollen Kunstjüngern sogar im harmlosesten Privatgespräch ihre Sonderart abzulauschen sucht. Die Kenntnis des tierischen Organismus, die Tatsache, daß die Augen des Seelöwen unter Wasser fast dreißig Meter weit scharf sehen, und daß sein Gehör jede Stimme, jeden Schritt unterscheiden kann, ist für Mr. Winston Voraussetzung im täglichen Umgang mit den Mitgliedern seiner vierflossigen Truppe.

Vor soviel Fachkenntnis blamiert sich zunächst jeder Laie. Als ich Mr. Winston zum ersten Male „arbeiten“ sah, konnte ich keinen seiner Seelöwen vom anderen unterscheiden. Nach dreitägiger Bekanntschaft hatten dieselben Tiere, die alle zwischen sieben und zwölf Jahren alt sind, auch für mich grundverschiedene Gesichter: Beauty, Splash, Sam, Curley, Baby — diese auffallend klangverschiedenen Namen erleichterten den Umgang mit ihnen. Vom Humoristischen bis zum Nervösen ist jeder Charakter vertreten. Sam ist der bequemste. Er schläft gern, frißt gern, liebt keine Aufregung, keine große Gesellschaft und verdient sich durch die Aufführung eines einzigen Tricks seinen täglichen Fisch.

Fortsetzung auf Seite 123



# SPUK

*Erzählung von Johannes Wendelin*

*Hierzu eine Zeichnung von Alfred Kubin.*

Ein frischer, eislusterfüllter Wind fegte unaufhörlich den Bahndamm hinunter. Wir standen auf dem versteckten Perron eines kleinen Bergortes in der französischen Schweiz. Soweit das Auge reichte: Felsen, Klüfte, Fichtentäler und in der Höhe die ewigen Schneekuppen und ein hellblauer dünner Himmel.

Neben mir wippte meine lebenslustige Freundin auf den Zehenspitzen auf und nieder. Sie hatte keinen Sinn für Selbhaftigkeit und wartete noch ungeduldiger als ich darauf, fortzukommen. Vor einigen Tagen war sie mit mir auf eine unvorbereitete Liebesreise ausgerissen; daneben aber verfolgte sie noch einen anderen Zweck. Sie benutzte seit Jahren jede Möglichkeit, in die Welt hinaus zu kommen, weil sie nach einem verschollenen Bruder suchte. Sie selbst hatte ihn nicht gekannt. Ihre Eltern hatten ihr erzählt, daß er frühzeitig verunglückt, der Leichnam aber nie aufgefunden worden sei. Vielleicht war es nur eine Starrköpfigkeit von ihr; aber sie glaubte nicht an seinen Tod, obwohl alle Nachforschungen und Reisen vergeblich blieben.

Von Ferne klang endlich das Stampfen und Fauchen des Zuges herauf. Die Entfernungen täuschten, wenige Minuten danach verschlang schon die kleine gedrungene

Lokomotive mit schwerem Zischen langsam die schwarzen Bahnschwellen zwischen uns und ihr.

Ein einziges Abteil wurde aufgeschlagen. Das erregte Gesicht eines älteren Herren sprang an uns vorüber. Wir mußten warten, da offenbar mehrere Reisende heraus wollten. Ein dunkel bekleideter Bauernrücken schob sich in die Türöffnung, scheinbar noch mit einer schweren Last im Innern beschäftigt.

Da hörte ich hinter mir den ärgerlichen und hastigen Ruf: „Où est le chef de gare? Hélas, monsieur, n'y a-t-il pas un médecin chez vous? Nous avons un malade.“

„Voilà, monsieur.“ rief ich und drehte mich um.

Der Herr mit dem erhitzten Gesicht lief auf mich zurück: „Ah, sacre Dieu, c'est bien“, und den Deutschen in mir erkennend: „Man trägt ihn hinaus, sehen Sie . . .“

Ueber dem inzwischen ganz heruntergetretenen Bauern sah ich einen zusammengefallenen, bewußtlosen menschlichen Rumpf. Ich schrak zusammen. Das Antlitz schien mir nicht unbekannt, aber es sah grauenhaft aus. Bleich, abgezehrt und eingefallen, aber ununterbrochen bewegt, krampfhaft zuckend. Ein nur wenige



Wochen alter, ungepflegter Vollbart, und die verwirrten Haarbüschel machten es noch wilder und leidender. Ich suchte die herabhängende Hand; hohes Fieber, ein verdoppelter Puls hämmerte durch die Adern.

Man legte den Kranken auf eine Bank. Leise winnend und stöhnend griff er mit unruhigen Fingern an den Kopf. Dort schien der Krankheitsherd zu liegen. Meningitis? Ich war meiner Sache nicht ganz sicher.

Jedenfalls mußte ich bleiben. Es tat mir meiner jungen Freundin wegen besonders leid. Doch Eile tat Not. — Eine Stunde später lag der Kranke mit einem Eisbeutel auf dem rasierten Schädel in einem Fremdenbett des tiefer gelegenen Wirtshauses des Ortes im verdunkelten Zimmer. —

Wir kannten ihn wohl doch nicht. Die einzige Spur in unserer Erinnerung wies nach Berlin, wo wir dem jungen Mann in der Gesellschaft begegnet sein konnten. Sein Zustand war aussichtslos: eine Gehirnhautentzündung, die den entscheidenden Punkt schon überschritten hatte. An die Stelle der Unrast war jetzt eine Ruhe getreten, die der Lähmung glich. Aber zwischen den Anfällen tiefen Schlafes lagen Momente, ja Stunden des Bewußtseins, in denen er sogar sein Gedächtnis wiedererlangte und schwerfällig sprach.

Auch uns erkannte er nicht. Wir wachten abwechselnd Tag und Nacht am Bett. Ich fragte ihn nach den Ursachen seiner Krankheit. Ob er gestürzt sei oder einen Schlag auf den Schädel erhalten habe? Oder ob er Alkoholiker wäre? Zuletzt deutete ich an, daß die Krankheit durch eine große seelische Erregung hervorgerufen sein könnte.

Da sah er mich fast lauernd an. Seine Pupillen waren übergroß und tief schwarz

geworden. Dann überlegte er, blickte wieder zu mir zurück und schien eine längere Erklärung geben zu wollen. Eine neue Erregung konnte ihm jetzt nicht mehr schaden, vielleicht nur sein Ende beschleunigen. Er sprach zuweilen abgehackt, heiser, vereinzelt auch ganz laut. Meist lag er wie in einer Vision mit weit aufgerissenen Augen:

„Ja — Sie haben Recht damit — es war vor zwei Tagen —“, ich wußte, daß dies Lüge war, die Krankheit mußte bereits länger dauern, „— ich kam — sehr ermüdet — an einen Waldrand — und blieb liegen. Damals — hatte ich auch schon keine Kraft mehr. Und — ja — vielleicht, ich weiß nicht, hatte ich auch schon Fieber. Aber in der Nacht — das — das allein ist die Ursache von allem.“

Ich wurde dort aufgelesen, von Bauern. Als ich erwachte, lag ich in einem Bett. Einem Landbett mit Federdecken, in einem fast kahlen Zimmer. Es war dunkel. Niemand war im Raum. Mir war sehr heiß. Ich schlief dann wieder ein. Mir erschienen Menschen, die ich kannte. Ein Mädchen — aus meiner Stadt. Sie sagte mir etwas, was ich nicht erwartet hatte. Dann kam auch er — nein, dann kam ein Mann, ein Künstler, ein Mensch mit stechendem Blick und einer scharfen, gebogenen Nase. Der wollte sich rächen — ach, was sage ich da — er wollte mir Böses tun — mit Gewalt. Er schrie mich an. Da erwachte ich.

Ganz in meiner Nähe klopfte es, so, als ob Jemand einen leeren Holzkasten neben mein Ohr hielt und zaghaft darauf pochte. Ganz leise und behutsam. Aber das Zimmer war stockfinster, ich sah nichts. Das Klopfen kam in Zwischenräumen wieder. Jedesmal wurde es schärfer, eindringlicher. Ich täuschte mich nicht. Es war an dem Holzgestell meines eigenen Bettes. Solche Schläge konnte nur ein Mensch





„Spuk“ Zeichnung von Alfred Kubin

Aus dem Besitz der Kunsthandlung  
Fritz Gurlitt, Berlin, Badapester Str. 7



hervorbringen! Ich bekam Angst. Ich hielt den Atem an. Mein Herz hämmerte mit lauten Stößen.

Da vernehme ich plötzlich ein Rascheln. Es ist kein Zweifel mehr! Die Geräusche kommen unter meinem Lager hervor. Ich will schreien; aber ich wage es nicht. Ich kann auch gar nicht. Jetzt scharrt es regelmäßig. Ein vorsichtiges Schieben von Stelle zu Stelle. Es kommt deutlicher heraus. Vor Furcht werde ich geschüttelt. Ich sitze halb aufrecht. Weiche Laute fassen dazwischen. Jemand greift an das Bettgestell. Mein Herz rast wild! Wie ein Tappen ist es ganz in meiner Nähe. Ich spüre in der Dunkelheit das Dasein des anderen. Vom Innersten an bin ich ganz Angst — Angst und Schrecken.

Wie ich an das Licht auf dem Nachttisch kam — weiß ich nicht. Aber ich konnte ein Streichholz anzünden. Die Kerze flackerte. Die Stube war zu dunkel. Ich vermochte nichts zu sehen. Da brannte die Flamme ruhig und hoch auf. Nichts da. Ich beuge mich vor — — und schreie — schreie — glaube zu schreien — denn in Wirklichkeit preßt sich ein Ächzen und Röcheln aus meinem Mund. Unter mir — unter dem Bett — da kommt ein nackter, menschlicher Rumpf — Schultern — ein Hals ohne Kopf — mit einer blutenden Wunde hervor.

— Ich weiß nicht mehr alles, was war. Ich höre mich ununterbrochen jammern und wimmern. Wie ein Hund, der jault. Der Rumpf mit der offenen Wunde kriecht weiter! Die Oberarme, hager und bloß, schieben ihn allmählich hervor. Alles ist so elend, so ausdruckslos. Wo ist der Kopf? Wenn ein Gesicht da wäre, das würde mir etwas sagen. Die Züge hätten irgendeinen Sinn. So ist aber gar nichts da. Nur ein blutender Körper. Sein Körper!

Nie habe ich ihn ohne Kleider gesehen, aber ich weiß es. Ich verstehe auch, weshalb der Kopf nicht da ist. Er hat mich nicht ängstigen wollen. Er kennt meine Scheu vor dem stechenden Auge. Ich habe ihm gesagt, daß es mich beunruhigt, wenn er mich ansieht. Deshalb hat er das Haupt fortgetan. Aus Mitleid mit mir. Aus Fürsorge. Das hatte ja sie, die mir vorher erschienen war, auch gesagt.

Aber dies ist viel entsetzlicher. Das Grauen packt mich! Ich winsele immer unterdrückt weiter. Da — da — die Schultern ziehen die Arme ganz heraus. Seine langen Finger — sie pochen noch einmal an — ah, jetzt erkennen sie — empfinden sie mich. Sie werden emporgehoben. Der ganze nackte Oberkörper schwebt hoch. Mir entgegen. Die Arme, die langen, fürchterlichen Arme heben sich. In weitem Bogen. Zu mir. Ich will nicht, nein, nein, ich will nicht. Du sollst mich nicht umarmen! Du sollst mir nicht verzeihen! Geh fort! Vater unser, — Schemah Jisroel —, es gibt keinen Gott, — ich, ich, — Allah il Allah! — Sein Blut tropft.

Das Licht ist mir aus der Hand gestürzt. Es ist wieder stockfinster. Da greift er zu. Seine beiden eisigen Knochenhände liegen auf meinen Schläfen. Die Fingerspitzen bohren sich ein und ziehen. Der Tote reißt mich heraus. Der Kopflose triumphiert. Ich bin gezeichnet! Alles ist zu Ende. Ich sterbe —

Der Mund in dem eingefallenen, bärtigen Gesicht vor mir krächzt ganz heiser.

Dann spricht er wieder:

„Am Morgen hoben sie mich auf. Ich lag vor dem Bauernbett. Ein heftiges Fieber ergriff mich. Nachmittags zog ich mich heimlich an und schlich ungesehen davon. Ich wollte ihm nicht noch einmal begegnen. — Er hat mich auch in Ruhe



gelassen. Er verfolgte mich nicht mehr. Er hatte mich ja schon gezeichnet!“

Jetzt kam wieder dieser typische Zustand der Starre und Bewußtlosigkeit über ihn. Ich erhob mich. Meine Freundin lag draußen in der Sonne. Ich war zu erschöpft, als daß ich noch länger hätte wachen können. Sie mußte mich ablösen.

Ein Knarren weckte mich. Wie viele Stunden hatte ich geschlafen? Im Zimmer lag eine neblige Dämmerung, von der man nicht wußte, ob sie Abend oder Morgen andeutete. Hatte es nicht gepocht? Entsetzt starrte ich neben mein Bett. Nein, nichts. Ich phantasierte auch schon. — Aber etwas mußte mich doch geweckt haben! Die Tür hatte geknarrt. Hastig blickte ich auf. Da stand — war sie es — eine Frau — meine Freundin. Mit einem tobleichen, veränderten Gesicht und allen Kennzeichen der Ueberanstrengung lehnte sie im Türrahmen. Ich fuhr empor und war schon bei ihr. Sie wehrte mich ab.

„Was gibt es?“

Sie antwortete ruhig, aber mit seltsam tiefer, gewaltsam harter Stimme: „Er ist tot.“

„Wie spät ist es denn? So schnell kann doch seine Krankheit gar nicht zu Ende führen. Du täuschst dich, es ist nur die Hirnlähmung.“

„Nein, es ist fünf Uhr morgens; du hast vierzehn Stunden geschlafen.“

Ich war verdutzt und lachte. Aber um ihren Mund zog sich nur ein krankes, klägliches Lächeln. Sie schwankte.

„Was ist mit dir? Du bist so verwandelt. So lege Dich doch schon hin!“

„Laß noch einen Augenblick. Ich will Dir nur sagen, wir müßten ihn mitnehmen.“

„Mitnehmen? Weshalb? Die Gemeinde wird hier schon für ihn sorgen.“

„Nein, wir, gerade wir müssen ihn mitnehmen. — Er hat mir alles gesagt. — Er wird gesucht, von den Behörden gesucht, weißt Du? Er ist ja ein Mörder!“

Das traf mich wie ein Schlag. Sie sprach es so kindlich und hilflos; und doch kam es unerwartet, betäubend. Er war also inzwischen nochmals erwacht. Und dieser verbrecherische und leidende Mensch hatte mit ihr gesprochen! Sie achtete gar nicht auf die Wirkung ihrer Worte. Mit ihrer gezwungenen, ernsten Stimme redete sie weiter auf mich ein:

„Er hat einen jungen Künstler, einen Rivalen, getötet. Unüberlegt, in Wut. Aber er hat nicht schlecht gehandelt. Nein, glaube mir, er hat wirklich nicht schlecht gehandelt. Nur, er wird von der Behörde gesucht — da müssen wir ihn mitnehmen, ganz bestimmt.“

„Ich verstehe Dich nicht. Wie sollen wir ihn fortbringen? Das könnten wir doch garnicht. Wir benachrichtigen die Polizei nur. Das wird genügen.“

„Ach, warum quälst Du mich so! Nimm ihn mit, nimm ihn bitte mit. Er ist ja gesucht worden — wir müssen zeigen, daß wir ihn gefunden haben. — Gott, warum verstehst Du nicht? Ich habe ihn doch auch gesucht. Er ist ein Mörder und —“

Alle Farbe wich plötzlich aus ihrem Gesicht. Die Stimme versagte. Dann, mit dem Ausdruck eines unfäßbaren Entsetzens, stammelte sie noch die kaum verständlichen drei Worte: „— und mein Bruder!“

Lautlos, am Ende ihrer Kraft, brach sie vor mir zusammen. Der erdfahle Kopf war, noch bevor ich hinzuspringen konnte, hart gegen eine Metallkante des Türrahmens geschlagen. Ein dünner Blutstrahl schoß auf den Boden. —

— Vier Tage später wurden die Geschwister nebeneinander begraben.



# SAN MARINO

## *Die kleinste Republik der Welt*

**E**in Einsiedler, der sich Marinus nannte, gab diesem kleinsten Freistaat der Welt Leben und Namen. Die Legende erzählt, daß er im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung — vor einer Christenverfolgung fliehend — aus Dalmatien nach Rimini gekommen sei, daß er dort einige Zeit als Steinmetz gearbeitet und sich schließlich in die Einsamkeit des Monte Titano zurückgezogen habe. Lang hingestreckt, wie ein gefallener Riese, liegt dieser Berg über dem Hügelland, das sich landeinwärts von Rimini allmählich aufbaut. Er kehrt Rimini und dem See — rund zwanzig Kilometer trennen ihn von der Küste — den steilen und schluchtenreichen Nordhang zu, und in einer dieser Schluchten soll Marinus gehaust und das entsagungsvolle Leben eines Büßers geführt haben, bis der Ruf des frommen Mannes Gleichgesinnte und Neugierige anlockte und damit den Anstoß zu einer Siedelung gab.

Fast drei Jahrhunderte lang fehlen — nach der ersten Erwähnung — alle geschichtlichen Nachrichten über San Marino. Fortlaufende Urkunden setzen erst mit dem 13. Jahrhundert ein; sie beweisen, daß San Marino um jene Zeit bereits ein wohlgeordnetes Gemeinwesen mit einer bestimmten Verfassung war, ähnlich den anderen Stadtrepubliken, an denen das Italien des Mittelalters so reich war. Eine Versammlung sämtlicher Familienväter des

Landes — aringo genannt — leitete im wesentlichen die Geschicke des kleinen Freistaates. Im 14. Jahrhundert jedoch trat an Stelle dieser Körperschaft der sogenannte Consiglio Generale, der Große Rat, der sich aus 60 Mitgliedern, und zwar aus 40 Bürgern und 20 Landleuten zusammensetzte, die auf Lebenszeit vom Volke gewählt wurden. Der Große Rat — als Leiter des ganzen Gemeinwesens — hat sich als wesentlichster Punkt der Verfassung bis zum heutigen Tage erhalten. Der Große Rat besteht heute aus 20 Adeligen, 20 Bürgern und 20 Grundbesitzern. Zweimal im Jahre — im Frühjahr und im Herbst — wählt er aus seiner Mitte zwei Konsuln oder Capitani reggenti, denen die vollziehende Gewalt obliegt. Einer der Regenten muß Städter — also Adelige oder Bürger —, der andere muß vom Lande sein. Sie treten jeweils am 1. April und am 1. Oktober mit großen Feierlichkeiten ihr Amt an und führen fortan den Titel „Exzellenz“. Ein aus 12 Mitgliedern des Großen Rats gebildeter (und alljährlich neu gewählter) Ausschuß, der Senat, unterstützt die Regenten in den laufenden Geschäften; gewissermaßen als Minister stehen den Regenten zwei Staatssekretäre zur Seite, einer für die inneren Angelegenheiten, der andere für die Finanzen und das Äußere. Die Rechtspflege ist — was selten erscheinen mag — auswärtigen Rich-





Die kleinste Republik der Welt  
Blick auf die Festung San Marino und den Steilabhang des Monte Titano





### Italienische Karabinieri in der Republik San Marino

Da die Einwohner der Republik fast alle miteinander verwandt sind, wird der Sicherheitsdienst durch auswärtige Mannschaften versehen, die der Republik von der italienischen Regierung zur Verfügung gestellt werden. Sie tragen, als Abzeichen ihres Kommandos, die Farben von San Marino (weiß-blau) am Unterärmel

tern anvertraut, die in Zwischenräumen vom Großen Rat neu ernannt werden. Diese Einrichtung jedoch entspringt kluger Voraussicht und findet ihr Analogon in der Ausübung des Sicherheitsdienstes, der ebenfalls von auswärtigen Mannschaften verrichtet wird. Die 20 Karabinieri, die heute den Sicherheitsdienst in der Republik verrichten, werden jeweils von der italienischen Regierung gestellt. Da die Bewohner des kleinen Freistaates unter sich fast alle verschwistert und verschwä-

gert sind, so würde es — rechnet man wohl — dem einheimischen Hüter des Gesetzes schwer fallen, in Straf- oder Streitfällen nicht Partei zu sein.

Eine Frage liegt nahe: Wie kommt es, daß dieses kleine Staatswesen — das an Flächenraum knapp 62 Quadratkilometer deckt und heute kaum 12 000 Einwohner zählt — allen Wandlungen der Zeit trotzen und seine Selbständigkeit bis heute behaupten konnte? Noch dazu in einem Land, das — wie kaum ein zweites —



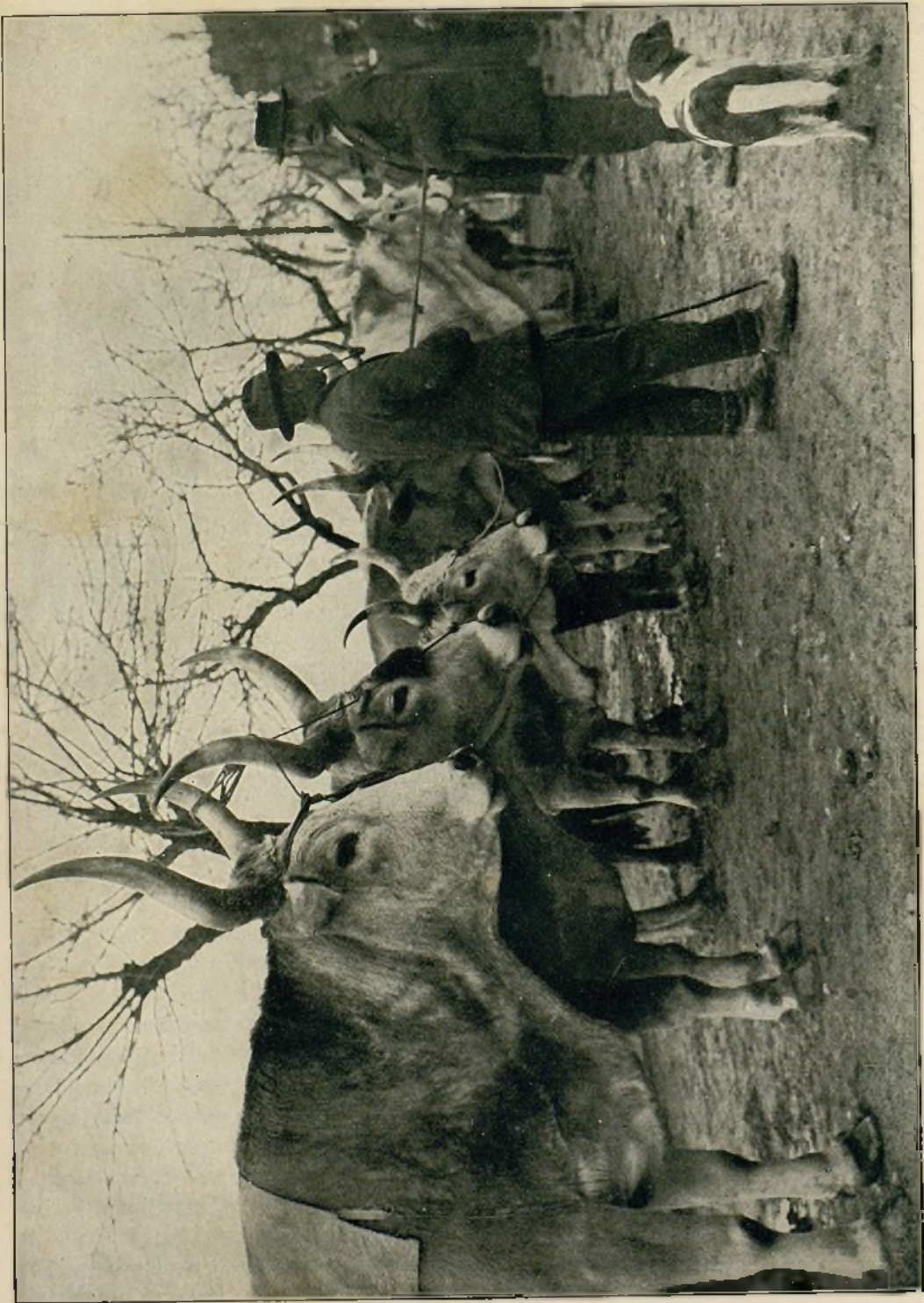


Mädchentyp aus San Marino

Jahrhunderte lang der Tummelplatz fremder Völker und fremder Heere war. Stolze und mächtige Republiken — Florenz, Venedig, Genua — sind von der Zeit hinweggefegt worden, und seit eineinhalb Jahrtausenden steht dieses Ländchen, dessen Grenzen ringsum abzusehen sind, noch unangetastet in seiner staatlichen Freiheit da! — Nicht ganz unangetastet, denn zwei hartnäckige Feinde hatte der Staat des heiligen Marinus, und es hielt oft schwer, sich ihrer zu erwehren. In frühen Zeiten waren es die Malatestas, die Zwingherren von Rimini, die begehrtlich

ihre Hand nach dem Felsennest ausstreckten, — später waren es die Päpste. Aber in den benachbarten Grafen von Montefeltro fand die kleine Republik treue Schützer und Bundesgenossen. In den wiederholten Waffengängen, die San Marino mit den Malatestas auszufechten hatte, blieb die Republik schließlich Sieger und konnte überdies noch eine Erweiterung ihres Gebiets verzeichnen. Damals fielen der Republik die Ortschaften Fiorentino, Serravalle, Faetano und Monte Giardino zu, die fortan — gewissermaßen als vorgeschobene Posten — als die vier Castelli be-






Viehmarkt in San Marino





Markttag in Borgo maggiore, einer Vorstadt von San Marino  
Ein seltener Genuss für den Bergbewohner: Fische in  gebunden





Das Regierungsgebäude in San Marino

Davor die Statue der Freiheit, ein Geschenk der Engländerin Otilie Heyroth-Wagener, die dafür den Titel einer Herzogin von Acquaviva erhielt



zeichnet wurden. Dies war im Jahre 1462, und seit jener Zeit ist der Besitzstand der Republik im großen ganzen unverändert geblieben.

Den Päpsten mußte der kleine Freistaat, der wie eine Insel inmitten päpstlichen Besitzes lag, ein Dorn im Auge sein. Vorwände aller Art dienten zu dem Versuch, dem kleinen freien Staatswesen ein Ende zu machen und das Gebiet dem Kirchenstaat einzuverleiben, — Versuche, die sich in jedem Jahrhundert bis hinein in die neueste Zeit wiederholten.

Da erschien — 1797 — Bonaparte in der Lombardei, und die Schlachten, die den Namen des jungen Generals so rasch berühmt machten, fegten alles hinweg, was sich an selbständigen Staatsgebilden in der Po-Ebene bis dahin behauptet hatte. Die Cisalpinische Republik verschlang alles, von Mailand bis hinab nach Rimini, — nur nicht San Marino. Eine Laune des Generals Bonaparte war seine Rettung. Er sendet den berühmten Physiker Monge nach San Marino und läßt die kleine Republik seiner Freundschaft und seiner Bewunderung versichern, ja, er bietet ihr sogar eine Erweiterung ihrer Grenzen an. Der Große Rat war klug genug, dieses Anerbieten dankend abzulehnen. Bonaparte aber bewahrte der kleinen Republik sein Wohlwollen auch dann noch, als er Kaiser geworden war und Europa unter seinen Anhang verteilte. Als ihm vorgeschlagen wurde, San Marino dem neugeschaffenen Königreich Italien einzufügen, wies er den Gedanken ohne weiteres zurück. San Marino — meinte er scherzend — müsse doch als republikanisches Warenmuster erhalten bleiben!

Napoleon III. folgte diesem Beispiel, als er sich in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der wiederum vom

Papst bedrängten Republik annahm und sie gegen die Anschläge des Vatikans schützte. Und als zehn Jahre später — in den Kämpfen um Italiens Einheit — die piemontesischen Truppen Umbrien besetzten und sich San Marino näherten, schloß Napoleon mit der kleinen Republik einen Schutz- und Freundschaftsvertrag ab, — eine Geste, die ihre Wirkung nicht verfehlte und San Marino vor dem Schicksal der übrigen einst selbständigen Staaten bewahrte. Mit dem geeinten Italien kam 1862 ein „Freundschafts- und Handelsvertrag“ zustande, durch den die Unabhängigkeit San Marinos ausdrücklich anerkannt wurde und der — inzwischen mehrfach erneuert — noch heute den *Modus vivendi* zwischen den beiden „Mächten“ bildet. Alles in allem: Glückszufälle, Freiheitsliebe und ein tapferes Festhalten an der Ueberlieferung, das Wohlwollen fremder Mächte und nicht zuletzt wohl die Kleinheit des Landes, die eine ernstere Aktion nicht der Mühe wert erscheinen ließ, haben zusammengewirkt, um dem Ländchen seine Unabhängigkeit bis zum heutigen Tage zu erhalten.

Wie eine Insel im Weltmeer — unberührt von den Stürmen und Strömungen der Zeit — mutet heute diese Stadt und dieses Ländchen an, in dem es weder eine Zeitung noch ein Kino gibt. Nur verhallend dringt der Lärm der Welt an die Felswände des Monte Titano, und mit der Ruhe unbeteiligter Zuschauer gehen Bürger wie Landleute ihren Geschäften nach. Obst- und Weinbau sind neben Viehzucht die Haupterwerbsquellen des Landes. Der Muskateller von San Marino ist berühmt. Getreide, das der steinige Boden nicht in genügender Menge hervorbringt, muß von Italien eingeführt werden. In der Stadt selbst steht das Steinmetz-Handwerk —





San Marino, die kleinste Republik der Welt  
Blick durch ein Turmtor auf Festung und Stadt San Marino

dank dem Material, das der Monte Titano liefert — in hoher Blüte; die Quadern und Denkmalsteine aus San Marino wandern nach allen Teilen Italiens. Am Weltkrieg hat sich San Marino nicht beteiligt. Wenn

auch sein kleines Milizheer von rund 1500 Mann nicht ins Gewicht gefallen wäre, so gehörte immerhin Mut dazu, neutral zu bleiben, und das möge dem kleinen Freistaat nicht vergessen sein. Ph. Kester.



# HAND

UND



# CHARAKTER

*von Margret Naval*

**E**in Spezialzweig in dem großen Gebiet: „Menschenkunde“ ist die Chirologie, die Lehre von der Handdeutung, die im Laufe der Jahrtausende zahlreiche Wandlungen durchgemacht hat.

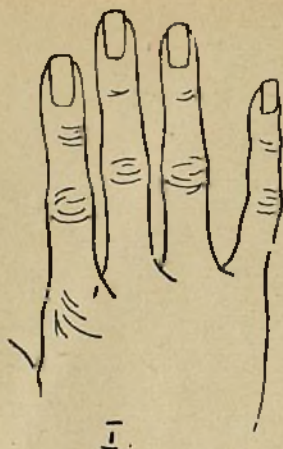
Ihre Anwendung liegt hauptsächlich auf den Gebieten der Pädagogik (schwer erziehbare Kinder, Berufswahl), der Medizin (besonders Gynäkologie und Psychiatrie) und der Kriminalistik.

Bevor zu praktischen Beispielen geschritten wird, müssen notwendigerweise einige theoretische prinzipielle Punkte berührt werden.

Vor allem: Jene Chirologie, die ernsten Zwecken dienen soll und kann, hat nichts mit Wahrsagen und Zukunftsdeuten zu tun. Allerdings wird auch der Chirologe in manchen Fällen nach Besichtigung der Hand ein Charakterbild entwerfen, das sich insofern auf die Zukunft beziehen kann, als er in der

Lage ist, dem Auskunftsuchenden vorauszusagen, wie er sich in bestimmten zukünftigen Lebenslagen verhalten wird. Dies ist durchaus kein Zauberkunststück. Denn in der Hand offenbart sich, bis ins kleinste Detail, der einem Menschen bewußt oder unbewußt innewohnende Charakter. Man glaube nur nicht, daß die Menschen sich selbst kennen! Deshalb erzielt der Handkundige oft eine verblüffende Wirkung, wenn er von seinem Besucher, durch dessen Verhalten oder Erzählen über allerlei informiert, nun, unterstützt von diesem Wissen, die in der Hand ersichtlichen Veranlagungen zu den äußeren Lebensbedingungen in Einklang bringt. Dem ernsten Chirologen ist es aber durchaus nicht um Erfolge dieser Art zu tun. Er wird, ohne den Besucher zu Wort kommen zu lassen, zu allererst dessen Hände eingehend studieren, um sich daraus, noch



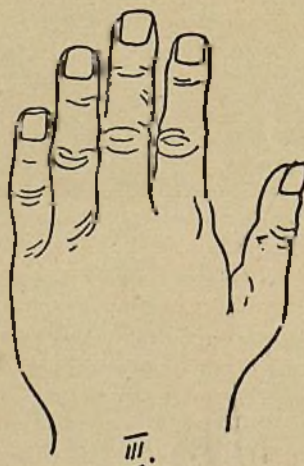


**Schmale, blasse, viereckige Fingernägel**  
verraten diebische Veranlagung.

möglichst unbeeinflusst, ein genaues Charakterbild zu machen. Nun erst darf der Besucher erzählen, bzw. sein Leid klagen. Dann ist der Chirologe häufig erstaunlich rasch in der Lage, Hilfe in verzweifelt erscheinenden Fällen zu bringen, wo Kuren, langwierige Behandlungen u. a. versagten. Die Erklärung solcher oft ans Wunderbare grenzenden Hilfe hat abermals nichts Geheimnisvolles an sich. Sie liegt darin, daß Patienten häufig lügen. Unter „lügen“ ist hier ein mehr oder weniger frommer Selbstbetrug, bei Hysterikerinnen und Neurasthenikern auch die Täuschung ihrer Umgebung zu verstehen. Hat der Chirologe aber erst einmal die Hände gesehen, gibt es vor ihm kein Versteckspiel mehr. Dadurch wird begreiflicherweise jede Behandlung wesentlich erleichtert, nicht zum wenigstens, weil der Patient, sieht er sich einmal „entlarvt“ und einer Persönlichkeit gegenüber, die seinem Zustand Verständnis entgegenbringt, gewöhnlich rasch mit der Wahrheit herausrückt, oder aber, wenn man ihn vorsichtig führt, nur zu gerne die Gelegenheit benützt, das Selbstbelügen aufzugeben. Damit ist schon der erste Schritt, oft noch mehr, zu Heilung und Hilfe gegeben. Diese Tatsache ist verständigen Pädagogen, Seelsorgern, Aerzten und Kriminalisten der modernen Schule wohlbekannt. Gerade bei den besten Elementen der menschlichen Gesellschaft besteht eine häufig mimosenhafte Keuschheit der eigenen Psyche

gegenüber. Der Durchschnittserdenbürger befaßt sich im allgemeinen wenig mit den Irrwegen und Abgründen der menschlichen Psyche. Er pendelt meist zwischen zwei extremen Begriffen, zwischen „gut“ oder „schlecht“, „moralisch“ oder „unmoralisch“. Aber gerade diese zwei reinen, streng geschiedenen Pole gibt es bei Lebewesen nicht. Der Gute begeht unter besonderen Umständen eine Schlechtigkeit, ohne deshalb schlecht zu sein, und der Normale hat Momente des Anormalen.

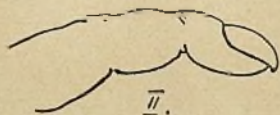
Unendlich wichtig bei wissenschaftlicher Beurteilung eines Menschen ist die Kenntnis seiner äußeren Lebensbedingungen, die, weit vor den Einflüssen einer Erziehung rangierend, den stärksten Faktor neben der angeborenen Veranlagung bedeuten. Es ist z. B. klar, daß so und so viele Menschen trotz nachweisbarer krimineller Veranlagung nur deshalb keine Straftat begehen, weil ihre soziale Position, ihre günstige pekuniäre Lage sie unbewußt abhalten, eine Tat zu begehen, an deren Folgen sie vermutlich ihr Leben lang zu leiden hätten. Der prozentual ebenso hoch kriminell Veranlagte, der unter kümmerlichen Bedingungen sein Leben fristet, begeht strafbare Handlungen ungleich leichter, ohne von solchen Hemmungen abgehalten zu werden. Aber auch Leute, von welchen man nie eine positive antisoziale Tat zu sehen oder zu hören bekam,



Die klobige Hand zeugt von Brutalität (manchmal auch Gutmütigkeit), ebenso der stark entwickelte Daumen.



brauchen von kriminellen Anlagen nicht frei zu sein. Würde man nun z. B. Herrn X. sagen: „Dein Freund, der sehr ehrenwerte und angesehene Herr Y., ist seiner Veranlagung nach ein Dieb“, bekäme man sicherlich als entrüstete Antwort: „Aber lächerlich! Ich kenne diesen Mann von Kindheit an, er ist das ehrlichste, anständigste Geschöpf auf dieser Erde.“ Und sicherlich hätte der so Sprechende von seinem Standpunkt aus recht. Ganz gewiß hat Herr Y.



Der schmale lange, gewölbte Nagel findet sich bei Unaufrichtigen, Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen.

nie gestohlen, ganz gewiß würde er, auch im Selbstgespräch, den bloßen Gedanken daran mit Empörung von sich weisen. Und doch, und doch . . . . .

Derselbe Mann, in anderer Umgebung, unter anderen Bedingungen aufgewachsen, als einer, „der nichts zu verlieren hat“, wäre ein Dieb. Heute beschränkt er sich darauf, Aussprüche anderer als eigene zu zitieren, geliehene Bücher zu behalten, bei Gelegenheit in Hotels Briefpapiere zu mardern usw. Sicherlich alles keine Diebstähle im Sinne der allgemeinen Auffassung, aber ebenso sicher handelt Herr Y. weder aus Eitelkeit noch aus Geiz so. Nein, der Grund sitzt tiefer: Herr Y. öffnet mit solchen harmlosen Unkorrektheiten seinem urinnersten diebischen Trieb kleine Ventile. Trotz dieser Veranlagung kann man ihn, vom bürgerlichen Gesichtspunkt aus, weder als einen Verbrecher noch als anormal hinstellen. Wollte man dies tun — der ganze Erdball wäre ein einziges Gefängnis oder eine gigantische Irrenanstalt, wo alle Welt sich trübe.

In der Hand nun lassen sich die verborgenen, zu tiefst schlummernden Triebe mit unbarmherziger Deutlichkeit erkennen. Jedoch, wohl gemerkt: nicht ein Zeichen verrät bestimmte Charaktereigenschaften und -defekte, sondern erst die Summe aller Formationen des Handrückens und Handinnern, gegeneinander gestellt und miteinander ver-

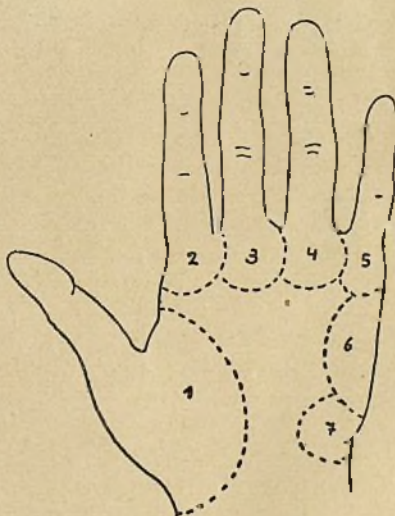
glichen, ergeben das Charakterbild. Dies richtige Verhältnis der Zeichen zu finden ist Sache jahrelanger Uebung und intensivsten Studiums. —

Natürlich gibt es auch bestimmte Merkmale, die dem geübten Auge sogleich den dominierenden Charakterzug verraten. Man unterscheidet auf den ersten Blick eine „tätige“ (aktive) Hand von einer „untätigen“ (passiven) — den Genießer vom Asketen, den Unaufrichtigen vom Aufrichtigen, den Realisten vom Fantasten usf.

Weiter gibt es ausgesprochen pathologische Hände, deren Erkennen und Klassifizieren ein besonderes Spezialstudium erfordert.

Schließlich sei noch erwähnt, daß, entgegen der landläufigen Meinung, die Hand verändere sich durch äußere Einflüsse, wie Sport, grobe Arbeit usw., festgestellt ist, daß die angeborene Form bestehen bleibt und Veränderungen, die auf äußere Einwirkungen oder etwaige Krankheiten zurückzuführen sind, vom Chirologen als solche

Fortsetzung auf Seite 126



VIII.

Die sieben Berge des Handtellers: Bei ihnen kündet die starke Betonung des ersten von Genußsucht und Sinnlichkeit, des zweiten von Gutmütigkeit und Eitelkeit, des dritten von Beredung und Verlogenheit, des fünften von Geschäftssinn und Anpassungsfähigkeit, des sechsten von Derbheit und Mut, des siebenten von träumerischer und schüchtern-phantastischer Anlage.



# „Unmöglich,

Von Ernst Stern,

*Ernst Stern, der bekannte Bühnenmaler und langjährige Helfer Max Reinhardts, hat der deutschen Bühne ein neues Gesicht gegeben. Durch seine völlige Abkehr von der alten Pappdeckeltradition führte er wieder Form und Farbe in das Bühnenbild ein.*



Ernst Stern

liches Blau. Der Held aber — es war Friedrich Kayßler —, ein prachtvoller Mensch und Künstler, war aus irgendwelchen Gründen mit der Farbe unzufrieden, und so kam der strittige Punkt zwischen uns zur Sprache.

„Warum“, sagte er, „haben Sie mir ein blaues Kostüm bestimmt?“

„Weil ich die Farbe für schön und passend halte, psychologisch deckt sie sich, meinem Empfinden nach, mit dem Rollen-

inhalt, und dann steht der blaue Farbfleck gut, im Gegensatz zum feuerroten Gewand der Partnerin.“

„Farbfleck! Sie sagten Farbfleck!“ rief der Held nervös — die Unterredung fand ja während einer der letzten Proben statt — „für Sie bin ich also ein Farbfleck!“ — Später haben wir noch oft über diesen Konflikt gelacht, aber damals verließ er mich, böse und grollend. Und mit geringen Ausnahmen stand ja auch fast die gesamte Theaterwelt den Malern und Idealisten, die durchaus Farbe, Licht und Form auf der Bühne sehen wollten, böse und grollend gegenüber. Nur einzelne, maßgebliche Theaterleute wollten den wahren Inhalt jener Bestrebungen sehen, erkannten, daß es ja den Neuerern in erster Linie darum zu tun war, die Idealgestalten der großen dramatischen Dichterwerke in einem würdigeren Gewand, in einer phantasievollen Umgebung und in einem neuen Lichte (in des Wortes wahrster Bedeutung) zu sehen.

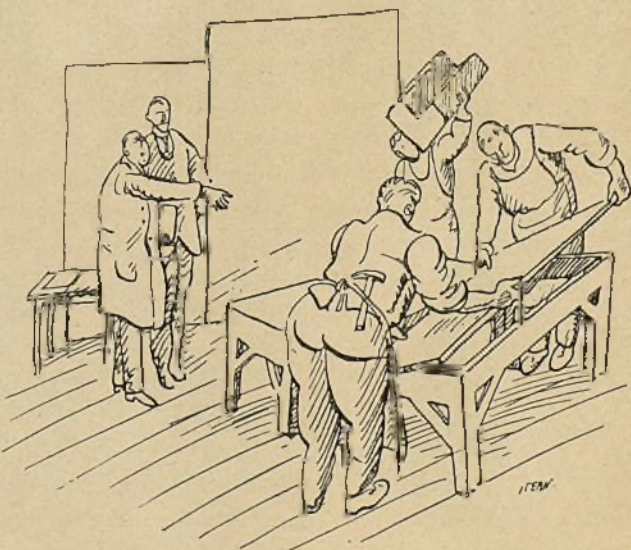


# Herr Stern..!“

*dem künstlerischen Mitarbeiter der Reinhardt-Bühnen*

Mit ganz geringen Ausnahmen mußte man es sich an fast allen Theatern gefallen lassen, daß man auf der Bühne Tuschkastenbilder als Dekorationen, Scheußlichkeiten aus Atlas und Plüsch als Kostüme und gelbe, grüne oder rote Tunken als Licht zu sehen bekam. Als man aber gegen diese anzugehen wagte, stellte es sich heraus, daß die Obergarderoben, Inspektoren, Maschinendirektoren und Oberlichtzauberer plötzlich einen starken Rückhalt an allerlei einflußreichen Leuten und nicht zum wenigsten an Regisseuren und Schauspielern hatten. Es galt auch, das abscheuliche fleischfarbene Trikot abzuschaffen. Hier wandte ich erfolgreich einen ganz einfachen Trick an: ich schob das triftige Argument des Kostenpunkts in den Vordergrund. Bei der Direktion verfieng dieses Mittel sofort, beim Einzeldarsteller fast immer, und ich erreichte ohne langwierige ästhetische und künstlerische Debatten was ich wollte. In überraschend kurzer Zeit dachte kein Mensch mehr an den Reinhardtischen Bühnen daran,

Trikots, die Fleisch vortäuschen sollten, anzuziehen, die Zensur stand vor vollendeter Tatsache und machte gute Miene zum bösen Spiel. Einmal noch, anlässlich einer Penthesilea-Aufführung, bemerkte sie zu dem nacktbeinigen Amazonenheer in einem Briefe, in süßsaurem Ton, wörtlich: „Die nackten Beine sind ja bei so vielen Aufführungen des Deutschen Theaters eingerissen, man kann also nichts mehr dagegen einwenden...“ Daß in der klassischen Walpurgisnacht (Faust II) die Ga-



Eine Dekoration wird aufgebaut.

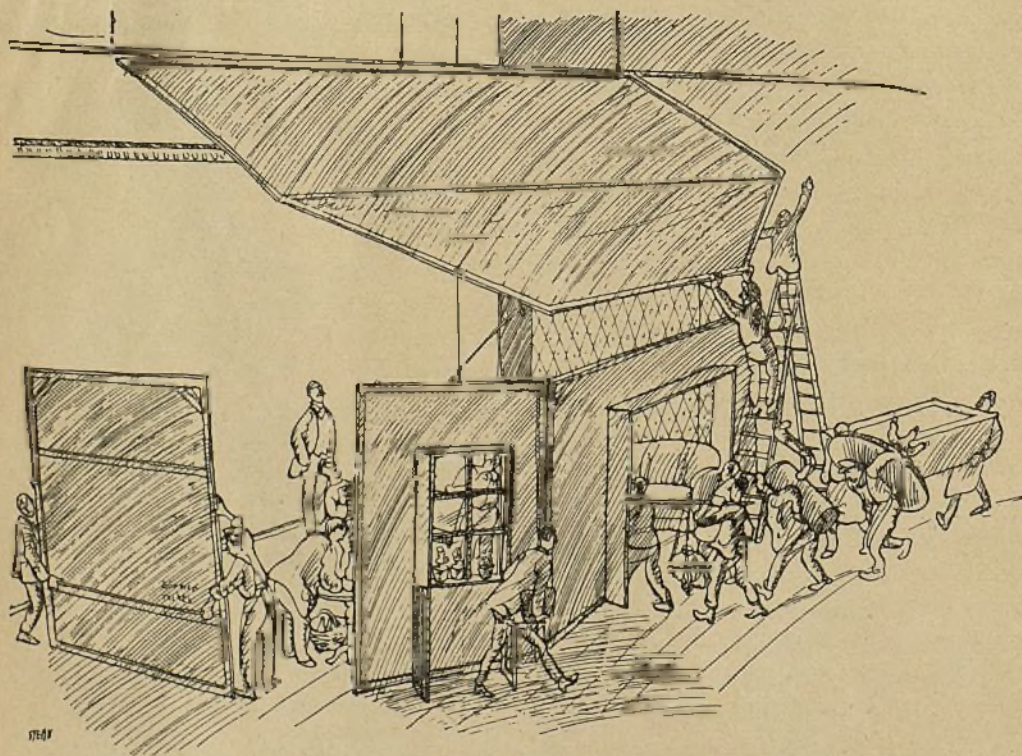
Zeichnung von Ernst Stern



lathea tatsächlich ganz nackt, aber in goldener Perücke mit ihrem Nereiden- und Tritonengefolge vorbeizog, bemerkte der Zensor, der neben mir bei der Generalprobe saß, nicht; denn erstens einmal konnte er doch nicht annehmen, daß so etwas gewagt werden würde, und zweitens sah die Dame nicht schlecht aus!

Das Trikot war also abgeschafft, im prüden England und im sittenstrengen Amerika ward Nacktheit bühnenfähig, wenn auch noch nicht im Seebad, wo sie verpönt ist. — In England übrigens haben wir gern gearbeitet. Max Reinhardt erschien in England zum ersten Male mit der Pantomime Sumurun. Der englische Unternehmer hatte nach meinen ihm übersandten Entwürfen die Dekorationen anzufertigen.

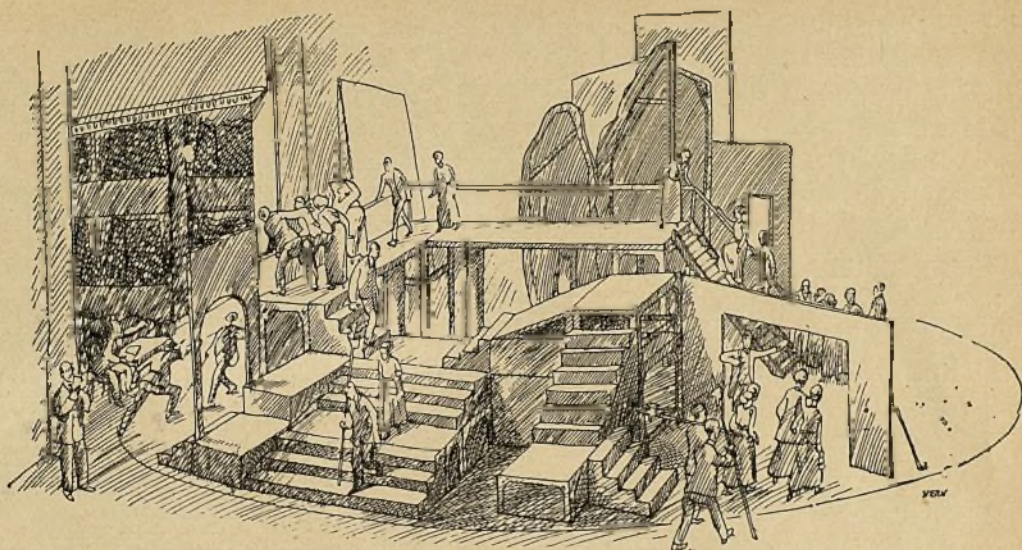
Als man uns aber die fertigen Sachen zur Besichtigung vorführte, zeigte es sich, daß der dortige Theatermaler seiner eigenen Phantasie in weitestgehendem Maße die Zügel hatte schießen lassen. Die einfachen Formen und Linien meiner Entwürfe sagten ihm eben nicht zu. Reinhardt war verzweifelt und sah keine Möglichkeit zur Rettung der Ausstattung, ich selber, zuerst verzagt, entschloß mich endlich zu einem radikalen Mittel. Da nur noch zwei Tage bis zur Premiere blieben, engagierte ich zwei Anstreicher, keine Maler, und ließ die in allen Farben prangenden Wände einfach weiß oder schwarz tünchen. Es hub „ein allgemeines Schütteln des Kopfes“ an, von Reinhardt angefangen bis zum letzten Bühnenarbeiter, aber der Erfolg



Auf der Bühne wird ein Zimmer eingerichtet.

Zeichnung von Ernst Stern





Probe auf der Drehbühne  
Zeichnung von Ernst Stern

gab mir recht, und ich erhielt in der Presse den ehrenvollen Spitznamen: „Mr. Black & White“! — Der Erfolg von Sumurun bewirkte zunächst einmal endlose Nachahmungen in Regie und Ausstattung. Einzelne englische Theaterdirektoren bestellten komplette Ausstattungen in Berlin, nicht nur Dekorationen und Kostüme, sondern auch Requisiten, Schminken und Perücken. Sir George Alexander, Direktor des St.-James-Theaters, sah im Deutschen Theater die Aufführung von „Turandot“ in Vollmoellerscher Bearbeitung und wollte das Stück in derselben Aufmachung in London haben. Die gesamte Sendung traf drüben ein, ich ebenfalls, und er schloß zwecks gründlicher Proben auf 14 Tage sein Theater. Als die Szene der Prinzessin Turandot mit Zelima und ihren Sklavinnen probiert wurde, machte ich Sir George Alexander darauf aufmerksam, daß bei uns Frau Eysoldt eine lebende Katze auf dem Schoß gehabt hat. — „Ja,“ sagte er, „Sie haben uns ja auch in gewissenhafter

Weise die Katze aus Deutschland herübergeschickt, aber sie hat leider die Reise schlecht überstanden und ist tot!“ — Ich konnte mich weder an eine lebende noch an eine kaschierte Katze in der Sendung erinnern und machte ein fragendes Gesicht. Wir saßen inmitten der weiblichen Mitglieder seines Theaters im Parkett, er winkte mich geheimnisvoll ins Foyer, ich wurde immer gespannter. Es hatte sich folgendes begeben: Als die großen plastischen Säulen auf dem Hof des Theaters ausgeladen wurden, kroch aus einer davon eine abgemagerte verhungerte Katze. Sie hatte beim Verladen in Deutschland keine Zeit mehr gehabt, aus ihrem Versteck zu springen, kam in die Bahn und aufs Schiff und erreichte den Hof von St. James in ganz geschwächtem Zustand. Diesen Moment benutzte der kräftige, wohlgenährte englische Theaterkater und in seinen liebenden Pfoten hauchte die arme deutsche Katze ihr Leben aus! — Ueberhaupt, in puncto Tiere sind sie uns



drüben über, freuen sich, wenn sie auftreten und lassen sich durch Pferde- und Hundeunarten nicht stören. Als wir für die Londoner „Olympia“ „Mirakel“ vorbereiteten, hätte ich gern für die Briten des Landsknechtzuges große, gescheckte Pferde gehabt. Solche Gäule waren nicht aufzutreiben, und ich sagte, halb im Scherz, zum Manager, man müßte die Tiere scheckig bemalen. Am andern Morgen standen lange Artikel in den Zeitungen mit den Überschriften:

**HERR STERN AUF DER SUCHE  
NACH PASSENDEN PFERDEN.  
UNTERNIMMT TAGELANGE AUTO-  
FAHRTEN DURCH SÜDENGAND.  
FEST ENTSCLOSSEN, EINFARBIGE  
PFERDE ZU BEMALEN.**

Ein anderes derartiges Reklamestückchen: Die Vorbereitungen zum Mirakel waren in vollem Gange, und man begann in London mit den Engagements der zahlreichen Statisten. Ueber diese Engagements standen wir im Briefverkehr, da ich ja inzwischen hier die Kostümanfertigung zu leiten hatte. Um ein malerisches Moment in der Volksmenge zu haben, schlug ich vor, eine Anzahl alter bärtiger Herren zu engagieren; sie machen sich gut in einer Prozession, und der echte Bartwuchs spart Friseurarbeit. In den Londoner Zeitungen erschien sofort eine auffallende Notiz: „Clean old gentlemen wanted“ und tagelang war die Straße vor dem Bureau förmlich blockiert von vielen Hunderten alter Männer, bis ins höchste Greisenalter hinauf. Zittergreise an Krücken und Stöcken, gelähmte Urgroßväter in Rollwagen, Methusalems (ich zitiere aus englischen Blättern) mit Bärten bis zu den Knien: Sie wollten alle Pantomime spielen. Die Engländer im Bureau strahlten vor Vergnügen, jetzt waren sie ganz in ihrem Element. Sie

dachten natürlich gar nicht daran, die Alten zu engagieren, aber die Reklame war herrlich. Sie notierten alle Adressen, sie gaben passende Mittel an, wie man die Bärte pflegen müßte, um bis zur Premiere das Wachstum zu ermutigen, sie schickten endlose Notizen an die Zeitungen und Photographien der Hundertjährigen an die illustrierten Journale.

Auch eine Manifestation allerlei religiöser Sekten gegen die angeblich katholische Tendenz und Propaganda der Mirakel-Pantomime gab der Leitung Veranlassung, Ritter und Landsknechte mit Lanzen und Hellebarden in voller Kostümierung auf die Straße vor die Olympia-Halle zu schicken, um die Ruhestörer zu vertreiben. Man hatte den Statisten eingeredet, die Manifestanten wollten ihnen ihre Anstellung streilig machen, infolgedessen zogen sie sehr erbittert in den Kampf. Mit den Ritttern im Mirakel hatten wir übrigens unsere liebe Not. Die ganz sachlich geschmiedeten Rüstungen erforderten einen besonderen Sattelsitz, und den übten sie zunächst einmal „in vollem Blech“ acht Tage lang, zuweilen verloren sie das Gleichgewicht, kippten um, fielen auf den Kopf, die Visiere klemmten sich und mußten mit Zangen wieder geöffnet werden. In der Prozession ließen wir ein Riesenkreuzifix von den zwölf abgesessenen Ritttern tragen, am Sonnabend mußte das große Kreuz stets weggelassen werden, es war Gagetag, die Ritter waren betrunken, und das schwarze Kreuz schwankte beängstigend über den Häuptern der Menge.

Ich gehe so weit, zu behaupten, daß gut ausschenden Menschen, die weniger Begabung haben, der Weg zur Bühne und auf ihr leichter gemacht wird, und ich habe nie eine Gelegenheit versäumt, für Körperkultur und Sport zu plädieren,



Dinge, über die sich ein großer Teil der deutschen Schauspieler mit Achselzucken hinwegsetzt. Einzelne Darsteller haben sogar, schon im Hinblick auf gewisse körperliche Unzulänglichkeiten, beinahe verbrieft Rechte, wenn es sich ums Kostüm handelt. Rudolf Schildkraut kam sich stets zu klein vor, er wollte dominierender wirken und trug, in fast allen Rollen, eigens konstruiertes Schuhwerk auf der Bühne. Es war eine Art von Kothurn mit ungeheuerlichen Absätzen, klumpfußartig anzusehen. In dieses Möbel stieg er mit seinen Straßenstiefeln hinein, und nun mußte man ihm Gewänder anziehen, die lang genug waren, diese Gehmaschine zu verdecken. Pallenberg ärgert sich, wenn er neu angefertigte Kostüme anziehen soll. Er verknuddelt sie dann sofort, schleppt sie gründlich durch den Staub und fühlt sich

erst wohl in ihnen, wenn sie eine gewisse Patina haben. — Wilhelm Diegelmann begann einmal allen Ernstes nach der Polizei zu rufen, weil er als Falstaff ein zu schweres Panzerhemd anbekam. Adele Sandrock kann es mir nach Jahren nicht vergessen, was ich ihr einst zugemutet hatte. Sahen wir uns einmal irgendwo wieder, maß sie mich mit strafendem Blick und sagte mit vollem Organ: „Dieser wollte mich einmal in eine Krinoline stecken!“ Sonst sind sie aber rührend beim Theater, wenn sie erfolgreich waren, sie bestehen dann eigensinnig auf ihren bunten Lappen, wenn sie auch zuerst dagegen waren und Zeter und Mordio schrien und behaupteten, sie sähen gelb wie Spiegeleier oder grün wie Spinat aus.

Fortsetzung auf Seite 131

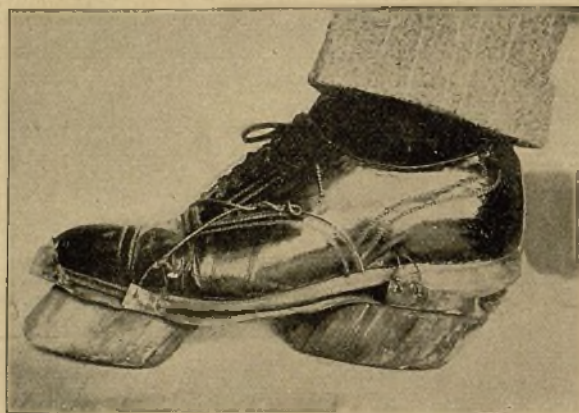


Figurinengruppe zu Grabbes „Napoleon“

Zeichnung von Ernst Stern



# Aus dem Uhu - Album



## Ein Schmuggler-Trick

Schuh eines abgefangenen amerikanischen Alkohol-Schmugglers, der sich Holzklötze untergebunden hatte, damit seine Spuren Kuh-Hufe vortäuschen sollten.

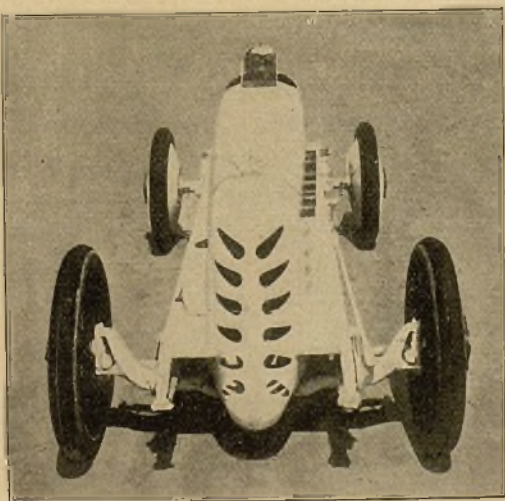


Charlie Chaplin, Douglas Fairbanks und dessen Gattin Mary Pickford  
in der Filmstadt Hollywood in Kalifornien.





Der kleine amerikanische  
Filmstern Baby Peggy,  
dessen Leistungen oft über  
die Jackie Coogans gestellt  
werden.



Interessante Aufnahme  
eines modernen  
Renn-Autos.



Die Filmkünstlerin May Mac  
Avoy, eine beim amerikani-  
schen Publikum sehr beliebte  
Schauspielerin, im Atelier  
während einer Pause.



# K O L L E G E N

NOVELLE

VON

R. DORGÈLES



Perlen ihres Kolliers. Die Schöne hob manchmal die Augen schüchtern zu den übrigen Gästen des Nachtrestaurants, und der junge Mann dachte:

„Es ist sicherlich ihr erstes Abenteuer... eine junge Frau wahrscheinlich...“

Dann beugte er sich vor, mit gespielter Zärtlichkeit, wobei er indes scharf die Perlen prüfte. Er pfliff zwischen den Zähnen, befriedigt: „Die Perlen sind echt...“

Sie fühlte den Blick und wandte ihm hastig das Gesicht zu. Er spitzte die Lippen, als hätte er ihren Hals küssen wollen. Dies brachte sie zum Erröten, und er lächelte siegesfroh. Aber er fand sie gar zu schön, und dies machte ihn etwas unschlüssig. Er fühlte sich überhaupt sehr nervös, in diesem entlegenen Nachtlokal, wohin er sonst nie kam, und er spähte von Zeit zu Zeit besorgt um sich, ob er nicht ein bekanntes Gesicht erblicke. Während dieser Zeit beobachtete ihn die Fremde aufmerksam, und ihre tiefblauen Augen, deren Pupille fast unsichtbar war, wurden dann starr und hart. Sie musterte sein hübsches, braunes Gesicht, seine äußerst gepflegten Hände, und ihr Blick blieb an einem Ringe haften, den er am linken Mittelfinger trug, einem prachtvollen Diamanten von blauen Reflexen.

Sie aß achtlos eine Banane, die Stirne gesenkt, die Hände mit lässiger Geste bewegend, und da sie ihre Pelzboa von ihren nackten Schultern gleiten ließ, erschien ihr feinmodellierter Hals fast überschlang, wie der eines jungen Mädchens. Er war fast von derselben Farbe wie die



Der junge Mann fühlte diesen Blick und sagte: „Ein schöner Stein, nicht wahr? Es ist ein Familienstück...“

„Ja, ich sah selten ein so schönes Exemplar. Ich besitze ebenfalls einen Brillant, er ist aber bei weitem nicht so schön...“

Er war dicht zu ihr gerückt, hatte ihre schmale, nervöse Hand gefaßt und flüsterte an ihrem gebeugten Nacken:

„Warum weigern Sie sich... eine kleine Spazierfahrt im Bois... ist dies denn gar so schlimm?... Ich möchte Sie eine Weile für mich allein haben... Ihren Arm an mich pressen, ohne daß aller Augen auf mich gerichtet sind... Bitte, bitte... später werde ich Sie nach Hause führen und geduldig abwarten, bis Sie mir ein Rendezvous gewähren können... Sagen Sie ja...“

Sie willigte unentschlossen ein. Als er ihr den Mantel umtat, zitterte seine Hand ein wenig, und er hätte fast gewünscht, daß irgendein Zwischenfall die Fahrt verhindert hätte.

Im Auto war es so finster, daß er zögerte, sich seiner Begleiterin zu nähern. Seine Kehle war wie zugeschnürt, und er mußte sich einen Ruck geben, um dieses alberne Angstgefühl zu verscheuchen. Er suchte aufs geratewohl nach der hübschen, schmalen Hand, die er neben sich auf dem Wagenkissen spürte, und sich zu der Unbekannten beugend, murmelte er ohne Wärme die hergebrachten banalen Zärtlichkeiten, wobei er sich gleichzeitig über dieses inhaltlose Geschwätz ärgerte. Seine Begleiterin hörte ihm schweigend zu, ohne sich zu rühren. Er spürte nur, daß sie den Druck seiner Hand erwiderte und ihre trockenen, nervigen Finger um die seinen verstrickte. Diese naive, unbeholfene Liebkosung machte ihn völlig verwirrt, und er sagte zu sich selbst:

„Wir sind schon unter den Alleebäumen... es ist höchste Zeit...“ Aber er fühlte sich seltsam feige und unentschlossen, und wenn seine rechte Hand, die er in der Rocktasche vergraben hatte, die kleine, kalte Phiole streifte, überkam ihn ein Zittern, das ihm bis ans Herz kroch. Er war noch aufgeregter als an jenem Abend, da er mit einer raschen Geste aus der Vitrine des Juweliers Pickaert den Brillantring entwendet hatte.

Die Fremde zog langsam ihre Hand zurück: „Sie sagen ja gar nichts mehr?... Im Restaurant schienen Sie viel gesprächiger zu sein... Bitte, setzen Sie mich am Place de l'Alma ab... ein andermal werden Sie vielleicht besser aufgelegt sein... Ich bin übrigens furchtbar müde!“

Dies bewog ihn zum Handeln — — er schlang den linken Arm um ihre Büste und bog den nur schwach widerstrebenden Kopf zu sich empor, wie zum Kusse. Gleichzeitig hatte er mit der anderen Hand die Phiole gefaßt, durch einen Daumen-druck den Stöpsel entfernt, und indem er der Unbekannten brutal den Mund zuhielt, zwang er sie, das Chloroform einzuatmen. Der Dunst des Narkotikums verbreitete sich augenblicklich, und er bog seinen Kopf so weit als möglich zur Seite, um der betäubenden Wirkung zu entgehen. Die junge Frau wehrte sich anfangs wütend, um sich von seiner würgenden Faust zu befreien.

„Nein... nein...“, röchelte sie, „hör doch, mein Junge... ich will dir alles sagen... lasse mich doch frei...“

Aber er hielt sie krampfhaft gegen sich gepreßt, seine Finger lagen wie Eisenklammern auf ihrem Mund, und gleichzeitig hielt er ihr die Phiole gegen die Nase. Sie atmete das Chloroform in kurzen, heftigen Zügen ein, so wie ein Ertrinkender





„Nein . . . nein . . .“ röchelte sie, „hör doch, mein Junge . . .  
ich will dir alles sagen . . . lasse mich doch frei . . .“

nach Luft schnappt. Draußen glitt die Waldlandschaft vorüber, in friedlicher Stille. Die Rasenflächen lagen im milchigen Mondlicht, und die vereinzelt Bäume tauchten wie Schildwachen auf. Die Fremde zappelte noch schwach mit den Beinen und versuchte zu reden, mit erlöschender Stimme:

„Du irrst dich . . . wir sind . . .“

Endlich blieb sie still. Er hielt die Phiole ständig an ihr Gesicht und wartete, bis sein Opfer mit schwerem Haupte leblos in die Wagenecke zurücksank. Dann erst ließ er die Fensterscheibe herab, um zu lüften, und löste bedächtig das Perlenkollier von dem bleichen Halse. Dann beugte er sich



aus dem Fenster, ließ seine schweißglänzende Stirne von dem kühlen Nachtwind fächeln und befahl schließlich dem Chauffeur: „Place de l'Alma!“ Von Zeit zu Zeit gebrauchte er noch die Phiole, um den Schlaf zu verlängern, und bei dem wechselnden Aufleuchten der Gaslaternen betrachtete er das junge Antlitz, das einem toten Pierrot anzugehören schien. Die starren, halboffenen Augen waren wie anklagend auf ihn gerichtet.

Trotzdem ihm der Streich gelungen war, fühlte er sich noch immer bedrückt und nervös.

„Warum hat sie mich geduzt?“, fragte er sich immer wieder. Das Auto hielt an. Er stieg langsam heraus und blieb einen Augenblick an der Wagentür stehen, als wollte er einen zärtlichen Abschied verlängern: „Also, abgemacht, liebe Freundin... morgen drei Uhr... gewiß!“ Er beugte sich galant vor, küßte die kalte Hand der Schläferin. Dann schloß er die Tür und befahl: „Rue Dettaille, Nr. 4!“

Als das Auto verschwunden war, lief er hastig die Avenue hinan, winkte einen Fiaker herbei und ließ sich nach einem Nachtcafé am Montmartre bringen. Er bedurfte auf alle Fälle eines Alibi.

Etwas taumelnd und mit wirrem Kopf trat er in die Vorhalle, wo ihm ein Kellner den Ueberzieher abnahm. Er gewahrte in einem Spiegel, daß er totenblaß war, und er vermeinte den Dunst des Chloroforms an sich zu spüren. Aus dem großen Saale schlug der Schwall tollen Jubels heraus, die fieberhafte Musik des Orchesters, gellende Schreie von Frauen, einzelne Liedstrophen. Er hörte dies alles wie im Traum, und seine zitternde Hand umklam-

mete die Beute, die sich kühl und sanft anfühlte.

Die Versuchung war zu stark. Er zog das Kollier aus der Tasche und betrachtete es verstohlen unter einer Glühampel, die über der Telephonzelle angebracht war.

Aber beim ersten Blick runzelte er die Stirne, er blickte schärfer hin, nahm einige der Perlen unter die Zähne und biß sie vorsichtig an, hielt sie dann gegen das grelle Licht empor und stieß einen wilden Fluch aus: „Ich bin hereingefallen... die Perlen sind falsch!“

Sein Herz pochte in wilden Schlägen. Plötzlich hörte er deutlich, was die Fremde gestammelt hatte: „Ich will alles sagen, du irrst dich... hör doch...“ und eine wirre Unruhe überkam ihn. Er sah ihre großen, grausamen Augen, und spürte ihre geschmeidigen, unheimlich starken Finger... Dann schüttelte er diese Angst ab:

„Ah bahl... Eine Kokette, die mit Similischmuck prahlte... hat mich wie einen Schuljungen hinters Licht geführt!“

Er strich über sein schwarzes, dichtes Haar, zog den Rock glatt und trat unbekümmert in den großen Saal, dessen Tische sämtlich dieselben Eiskübel trugen, aus denen die goldenen Hälse der Champagnerflaschen ragten. Nachdem er die Gäste mit einem raschen Blick gemustert hatte, schritt er gegen einen Tisch, wo er einige Freunde mit ihren Mätressen gewahrte. Als er grüßend nach einer Stuhllehne griff, blickte eine der Frauen unwillkürlich nach seiner Hand und rief dann überrascht: „Wo hast du denn deinen Brillantring gelassen?“

Er wurde fahl und starrte seine linke Hand an. Der Ring war verschwunden...





## Da lacht der Uhu!

### DER FORDWAGEN.

Ein amerikanischer Spaßvogel kaufte eines Tages in einer Alleisenhandlung ein arg verbogenes Blechstück, wickelte einen alten Gummischlauch darum und schickte das Ganze an Fords Autofabrik. Nach drei Tagen kam ein Brief:

„Wir haben den Wagen sofort in Reparatur genommen. Schreiben Sie uns doch gefälligst, wie das Unglück passiert ist!“

\* \* \*

### DER MAIHBRIEF.

Sehr geehrter Herr! Wem hab' ich vor drei Monaten dreißig Mark gepumpt? Wer hat versprochen, die dreißig Mark in zwei Wochen zurückzuzahlen? Wer hat sie nicht zurückgezahlt? Wer ist ein ganz gemeiner Betrüger?

Ihr sehr ergebener B. Stehkragen.

\* \* \*



### DER WILDDIEB.

Der Förster hörte einen Schuß und eilte an die betreffende Stelle im Wald. Da sah er einen Sechzehnder liegen. Daneben die rauchende Flinte. Und seitwärts einen Mann, der den Hut in der Hand hielt.

„Sprechen wir ein stilles Gebet, Herr Förster“, sprach dieser Mann. „Soeben hat sich der Hirsch erschossen.“

\* \* \*

### OHNE AUSNAHME.

Bei einer Tischgesellschaft fragte eine junge Dame ihren Tischherrn, mit dem sie sich über Aberglauben unterhielt:

„Glauben Sie, daß Heiraten am Freitag auch Unglück bringt?“

„Warum sollte der Freitag eine Ausnahme machen, mein Fräulein?“

\* \* \*

### GETRUEBTER DIALOG.

Letzter Nachtzug der Untergrundbahn. Zwei wankende Herren treten aufeinander zu.

„Wie spät haben wir's wohl?“ fragt der erste.



Der andere zieht eine Streichholzschachtel, starrt sie lange an und sagt dann:

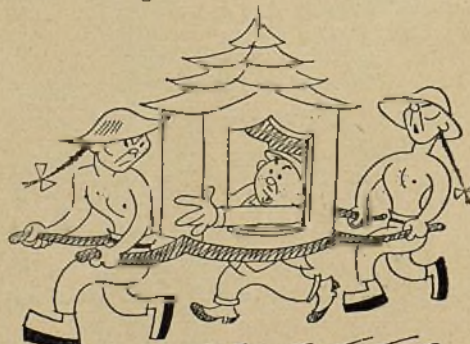
„Dienstag!“

„Dann muß ich aussteigen ...“ sagt der erste.

\* \* \*

### BETRUG.

Ein Berliner kommt nach Japan und läßt sich in einer Sänfte durch Tokio tragen. Da er seine guten zweieinhalb Zentner wiegt, bricht die Sänfte schon nach den ersten Schritten der Träger glatt durch. Es vergeht eine Viertelstunde, dann erscheint der Kopf des Berliner im Sänftenfenster, und er ruft den Trägern zu:



„Sie! Hörnsemah — ick jloobe, ick loofe!?“



Die  
mild-aromatische  
WALDORF-SIGARETTE  
**WALASCO**  
(6s)  
**BLAU PUNKT**  
(8s)  
**WALDORF-KRONE**  
(10s)  
A. MUSCHE





**Uraltes  
Lavendel-Wasser**  
DER ZARTE, KÖSTLICH ERFRISCHENDE WOHLGERUCH

PARFUMERIE  
**GUSTAV LONSE**  
BERLIN

G E G R.  1831

## DIE GROSSE FLUCHT

Fortsetzung

„Es wird zu keiner Verhandlung kommen“, antwortete der Landgerichtsrat. „Diese Frau war sehr klug, sie verwandte eine teuflische Waffe, und ich weiß selbst nicht, ob es mir gelungen wäre, sie der verdienten Strafe zuzuführen. Und dann — jenseits der Kerkermauern wartete das Leben auf sie, es gab keinen Grund, das Testament anzufechten. Es handelt sich um ein Vermögen, mit dem man sich alle Genüsse der Erde kaufen kann.“

Der Landgerichtsrat blies wieder große Rauchwolken vor sich hin, die sein dickes rotes Gesicht einhüllten.

„Ja, diese Frau war sehr klug“, wiederholte er dann. „Aber sie hatte mit einem zu gefährlichen Mittel gespielt, mit einer Waffe, die man nicht, einem Revolver gleich, abdrücken und wieder weglegen kann.“

Sie kam in Untersuchungshaft auf meinen Antrag. Aber schon am nächsten Morgen meldete man mir, daß der neue Häftling einen Tobsuchtsanfall erlitten habe, und als ich den behandelnden Arzt rufen ließ, zuckte er nur die Achseln.“

„Auch sie! —“ der Ingenieur schrie es fast.

„Auch sie“, antwortete der Landgerichtsrat. „Sie mußte offenbar vor dem Russen die Rolle einer selbst dem Gifte Verfallenen spielen, um ihn mitzureißen. Sie verleitete ihn, mit ihr gemeinsam das Gift zu nehmen. Täglich verstärkte sie die Dosis, aber sie selber mußte Schritt halten. Sie hatte sich das anders gedacht. Sie war überzeugt gewesen, daß sie nach dem Tode des Russen den Bann des Giftes werde abschütteln können, sie glaubte sich Herrin im Spiel. — Aber die Waffe, die sie so teuflisch zu verwenden wußte, richtete sich gegen sie: Sie verfiel ihr. Die Aufregungen der letzten Zeit, meine Vorladung, der Brief aus Cannes, trieben sie noch tiefer in die künstlichen Wonnen, die alles vergessen machen. Der eine Tag im Gefängnis, die plötzliche Entziehung gaben ihr den Rest.“

„Und was geschah weiter?“ fragte der Arzt ungeduldig.



„Gestern wurde das Tor des Irrenhauses hinter ihr geschlossen.

Sie wird niemals zum Genusse ihrer Beute kommen!“

„Aber man kann sich frei machen“, sagte der Ingenieur erregt. „Wenn man nur will! — Der Mensch ist frei ... ich selbst, ich weiß ...“

„Ingenieur Kehler sieht so aus, als wüßte auch er eine Geschichte“, sagte der junge Arzt, und in sein Antlitz trat ein gespannter Zug.

Erschreckt sah der Ingenieur auf. „Ich könnte wohl...“ sagte er stockend, „und meine Geschichte ist nicht nur die eines Zuschauers, sondern die eines Wissenden. Ich habe die Macht der Droge erprobt — und ich habe mich befreit — ganz allein, wissen Sie... ohne Arzt.“ Scheu sah er den Arzt an.

„Erzählen Sie!“ bat der Landgerichtsrat, und auch der Arzt wiederholte: „Erzählen Sie!“

Der Ingenieur zündete sich eine frische Zigarette an. „Es war vor einigen Jahren“, begann er unsicher und rückte vorsichtig aus dem Lichtkreis der Lampe. „Der Brief eines Freundes berief mich in die Campagna. Er hatte einem Schloßbesitzer von meinem neuen Verfahren, Mauern trocken zu legen, erzählt, und nun bat man mich, zu kommen.

Ich weiß nicht, haben Sie jemals in einem italienischen Schlosse gelebt? — Mir geschah alles wie Ueberfall; Traum und Realität flossen seltsam ineinander. Jeder Stein, jede Form der Dinge um mich redete die Sprache einer vergangenen Zeit, die hier mehr Recht zu besitzen schien als die Gegenwart. Oder schien es nur mir so — ich weiß es nicht. Ich ging an der Seite des Schloßherrn, eines kleinen dicken Mannes mit schwammigen Zügen, durch die hohen Gemächer, die mit Bildnissen dunkler Frauen von einer wilden und grausamen Schönheit geziert waren. Meine armen nordischen Sinne hatten noch nie so viel Schönheit gesehen, und meine Phantasie begann die Geheimnisse dieser Schönheit zu ahnen. Prachtvoll war der gelbgetönte Renaissancebau dieses Schlosses, von wilder Ueppigkeit war der

# Steckenpferd Seife

für zarte  
weiße Haut





# MONTBLANC-FÜLLHALTER

## Warum sollen Sie einen Füllhalter gebrauchen?

Es ist eine sonderbare Erscheinung: In Amerika gebraucht fast jeder Mensch einen Füllhalter; in Deutschland dagegen betrachtet man den Füllfederhalter als einen Gegenstand, der vielleicht für Schriftsteller oder Kaufleute praktisch, jedoch für den gewöhnlichen Gebrauch des Einzelnen, der ab und zu schreibt, zu teuer sei. Schreiben Sie mit einer Stahlfeder, so bemerken Sie, wie die Feder kratzt; Sie müssen fünfmal in der Minute die Feder in das Tintenfaß tauchen. Ihr Brief sieht, je nachdem ob viel oder wenig Tinte in der Stahlfeder war, wie aus lauter Abfätzen bestehend aus. Tinte u. Feder müssen sehr oft erneuert werden; auch ermüdet die Hand sehr leicht. In dem Füllfederhalter befindet sich eine Goldfeder, die zu ihrer Haltbarkeit mit Iridumpunkten versehen ist. Entsprechend der Materialeigentümlichkeit des Goldes und durch den besonderen Herstellungsprozeß ist die Goldfeder sämigeform und elastisch. Sie schreibt sich nach jeder Hand ein und bleibt dann so jahrelang in ihrem guten Zustande. Der Füllhalter ist ein treuer Begleiter. Überall, wo Sie sind, ist auch er. Gegen sein Verlieren schützt Sie eine Sicherheitsvorrichtung. Es gibt Füllfederhalter, die von außen ordentlich gut wirken und die zu einem verhältnismäßig billigen Preis zu kaufen sind. Ein Füllfederhalter aber soll folgende Bedingungen erfüllen:

1. daß er in jeder Lage tragbar ist, ohne daß bei Hitze oder Kälte oder sonstigen Einflüssen auch nur der geringste Teil von Tinte auslaufen kann,
2. daß die Goldfeder so gut gearbeitet und mit so gutem harten Iridium versehen ist, daß die Feder wie Quecksilber über das Papier läuft,
3. daß der Füllhalter 20 Jahre und auch länger brauchbar ist.

Ein guter Füllfederhalter, selbst wenn er teuer ist, stellt auf die Dauer das billigste Schreibinstrument der Welt dar. Alles dieses erfüllt Montblanc, darum kaufen auch Sie ihn.



Park, und überall in Gärten und Schloß blühte ein raffinierter Luxus, der von auserlesenen Menschen und ihren auserlesenen Festen zu erzählen schien. So wirkte alles zusammen, um mich im Innersten aufzuwühlen, um mich aufgetan zu schaffen für den einen Augenblick, da ich vor der Frau stand, die mir die Vollendung aller Träume und Möglichkeiten schien, die in den Bildnissen der längst vermoderten Frauen an den Wänden schliefen.

Als wir in dem hohen Bildersaale um einen Imbiß vereinigt saßen, sann ich über die Groteske nach, daß dieser fette Mann mit dem gewöhnlichen Gesicht ein Urenkel der prachtvollen Gestalten auf den Bildern ringsumher sei, und meine Gedanken stießen sich wund an dem Wissen, daß dieser Mann nicht nur dieses traumhafte Schloß, daß er auch diese wunderbare Frau besaß.

Wir im Norden haben einen eigenen Kodex für unsere Leidenschaften. Auch die Frau, die sich gibt, muß sich diesen Gesetzen beugen, die den Mann wochenlang um ein Weib betteln heißen, ehe sie sich ihm ergeben darf. Bei uns läuft auch die Sünde nicht frei, wie wir ja alles gefesselt haben. Aber dieses Schloß lag im Süden, inmitten einer Landschaft, die auch tausend Gärtner nicht zu einem zarten Garten zurecht schneiden können, deren Ueppigkeit stärker ist als die Jahrhunderte.

Als die Frau ihren Becher mit dem schwarzroten Wein hob, sah sie mich an. Und in diesem aufzuckenden Blick war alles beschlossen, mein Schicksal und das ihre, und das Schicksal dieser Nacht, deren erste blaue Schatten sich schon dämmernd über die Fliesen legten.

Ich weiß nicht, wie sie es möglich machte: Als ich in meinem Zimmer, einem herrlichen hohen Raum mit strengen Formen, die Fenster öffnete, trat sie in das Gemach. Nie werde ich die edle Selbstverständlichkeit vergessen, mit der sie dies tat. Wir sprachen nicht, jäh und unermessen verwachsen wir mit der Unendlichkeit, als wir uns beide in die Nacht hinausbogen, in die weißen



Schleier, die über allem Leben lagen, in den unsagbaren Duft des wilden Parkes.

Und sie kam jede Nacht. Jeder Atemzug, den ich am Tag tat, der Gedanke meines Tuns und das Regen meiner Hände hatte nur mehr einen Sinn: Sie trugen mich mit dem Takte meines Herzschlages der Nacht entgegen.

Den Gatten sah ich nur bei den Mahlzeiten. Er war nicht so unsympathisch, wie er mir zuerst erschienen; er zeigte großes Interesse für meine Arbeiten, er erzählte mir mit großem Eifer von den Ergebnissen der Ausgrabungen, die er im vergangenen Jahre hatte in der Nähe des Schlosses durchführen lassen. Nur von seiner Frau sprach er niemals, und immer mehr wurde es mir zur Gewißheit, daß für diesen Mann die Frau mit dem dunklen Haar, dem blühenden Mund und den fordernden Augen nichts war als eine Hausgenossin. Sie gehörte zu seinem Schlosse wie irgendeine kostbare Vase in den Gemächern, wie ein wildwachsender Baum in seinem Park, aber er begehrte sie nicht. —

Dann schien mir in einer Nacht die Geliebte seltsam verändert. Erregt war sie und unruhig, ihre Hände flatterten ziellos, und um ihren Mund lag ein trauriger, bedrückter Zug. In dieser Nacht bat sie mich plötzlich, mein Zimmer zu verlassen und in den Park hinauszugehen, sie müsse allein sein. Als ich zurückkam, schien die quälende Unruhe gelöst, ihr Mund schien satt und in ihren Augen sah ich zum erstenmal das Dampfe, das mich später dann immer mehr erschreckte. Seltsam wechselte ihr Wesen zwischen qualvoller Unruhe, die ihren Blick und jedes Bewegen der Hände unstet schuf, die das Edle ihrer Bewegungen zermürbte und auflöste — und einer dumpfen Seligkeit, die fremd und betäubend ihre Lider zu belasten schien. Das Fremde gewann immer mehr Macht über sie. Es war entsetzensvoll, wie es Linie um Linie ihres Lächelns zerstörte. Sie war aufrecht gewesen, nun kam etwas Lauerndes in ihr Wesen und Angst. Aus jedem Blick, aus jeder Gebärde zuckte die Angst, sich zu verraten, sich irgendwie preiszugeben. Und nun war ich es, der auf der Lauer war, der ihr



## Innen-Aufnahme ohne Blitzlicht mit nur 3 Sekunden

*Belichtungszeit! Diese Leistung allein durch*

# ERNEMANN ER-NOX und ERNOSTAR 1:2,0

*Diese fabelhafte Camera erschließt ein Wunderland der Photographie — dem Amateur, Fachphotographen, Reporter, Kriminalisten, Wissenschaftler*

*Innen- u. Nacht-Photographien  
Bühnen-Aufnahmen während der Vorstellung usw.  
alles ohne Blitzlicht!*

*Dabei ist die Camera klein, handlich, unauffällig im Gebrauch. Druckschriften kostenfrei durch jede Photohandlung, wo nicht erhältlich direkt durch*

**ERNEMANN-WERKE A.G.**  
PHOTO-KINO-WERKE OPTISCHE ANSTALT  
DRESDEN 122



Lächeln, ihre Gebärden und ihre Küsse umstellte wie ein heimtückisches Wild — ich wollte wissen!

Und dann war es, daß ich wußte. Ich ertappte sie, und es war nicht anders, als wenn man die geliebte Frau, deren Seele man so anbetete wie ihren Körper, in schamloser Lust mit einem Faun fände.

Sie glaubte mich draußen bei der Arbeit, mich hatte eine Unruhe heimgetrieben. Aus dem Park konnte ich in ihr Zimmer sehen, und ich sah. Sah den gierigen Zug um ihren Mund, sah die zitternden Hände, die sich um ein Silbernes und Blitzendes schlossen, sah das jähe Entblößen des Armes und eine aufzuckende Bewegung — das taumelnde Zurücksinken.

Jetzt wußte ich, jetzt kannte ich den Feind. Und jetzt wußte ich auch, wer sie in meine Arme getrieben in diesen Nächten, seit das Dumpfe Herr über sie geworden.

Damals, ja damals hätte ich fliehen sollen. O, vielleicht hätte ich es damals noch können. Denn dann, dann später! — Sie war mein. Aber sie war es nicht durch den Willen ihrer Liebe, nicht durch eine Sehnsucht, die heiß die Arme aufzutun heißt, sie war mein durch die Macht einer Droge, durch die Rauschwirkung eines Giftes.

Das Seltsamste war, daß ihr Gatte von der Aenderung ihres Wesens, die schließlich doch auch in das Tun ihrer Tage tastete, nichts merkte. Aber vielleicht hätte er auch nichts bemerken können, wenn er weniger gleichgültig gewesen wäre, als er es war. Er sah sie nur zu den Mahlzeiten, und da erschien sie leuchtender noch als sonst, nur darauf bedacht, sich nicht zu verraten. Manchmal freilich flog ein Satz ihm in das Gesicht, der unverhüllten Haß und Mißachtung zeigte, aber er blieb immer gleich ruhig und freundlich.

Zuerst, ja, da versuchte ich noch, sie zurückzureißen. Ich weiß noch, ich hatte mir eine lange Rede zurechtgelegt, von ihrer Pflicht für mich zu leben, für mich stark zu bleiben und gesund, von der göttlichen Hoheit des freien Willens. Aber kaum hatte ich mit einem Wort an das Geheimnis gerührt, da brach sie so wild und leidenschaft-

lich los, daß auch ich ein Verräter sei wie alle, alle, daß sie mich hassen werde und verabscheuen —. Wie Schläge fielen ihre Worte auf mich, bis ich in Liebe und Angst ihr küssend die Lippen schloß, bis ich es war, der ihr Tun verteidigte und sich bereit fand, alles zu tun, um ihr das Gift zu beschaffen, ohne das sie nicht mehr zu leben vermochte.

Von diesem Tage an hatte sie nur mehr einen Wunsch: Sie mußte mich in ihre heimlichen, gefährlichen Wonnen verlocken. Wollte sie so einen Wissenden unschädlich machen? Oder war es wirklich nur deshalb, weil sie mich liebte, wie sie sagte?

Ich dachte nicht mehr darüber nach.

Aber ein anderer Gedanke war es, der mich plötzlich anfiel und mich nicht mehr losließ.

War hier nicht der Weg, ihr wieder ganz nahe zu kommen, in die letzte Nähe ihrer Lust, die mir das Gift geraubt? Konnte ich nicht so noch einmal Sieger werden, Sieger und Herr über das Fremde, das von ihr Besitz ergriffen, das unsere heimlichsten Stunden schändete, in alles kroch, was mich einst so beseligt?

Und dieser Gedanke hetzte mich. Es kam die Nacht, da ich es nicht mehr ertragen konnte, sie mir entfliehen zu sehen in ein Fremdes. Längst schon schämte sie sich nicht mehr vor mir, sandte mich nicht mehr hinaus, wenn sie aus gesteigerter Unruhe aufzuckend nach der Schachtel mit den Phiolen griff. Und dann geschah es, daß auch ich...

Später war immer sie es, die mich neu in die künstlichen Freuden rief. Nein, das Gift allein gewann keine Macht über mich, wirklich nicht, ich kann es beweisen. Aber meine Sehnsucht ihr nahe zu sein, mit ihr in die Extasen zu taumeln, war zu groß.

Dann freilich: Unser Zusammensein hatte nur mehr einen Sinn. Was wir gemeinsam träumten, war die andere Wirklichkeit, deren Farben uns tiefer berauschten als das törichte Tasten des Blutes.

Dennoch kam der Tag, da ich fort mußte. Es mußte sein, und ich weiß heute selber nicht mehr, wie ich damals die Kraft fand, mich loszureißen und an der Seite des schwei-



# Der Gesundheits- Stiefel

Der Name Gesundheitsstiefel sagt dir bereits, daß „Dr. Lahmann's Gesundheitsstiefel“ für alle Menschen sind, welche sich ihre Füße gesund erhalten, durch Wohlbehagen und Bequemlichkeit Nervenkraft sparen wollen. Dr. Lahmann's Gesundheitsstiefel verbinden alle hygienischen Vorzüge und unübertroffene Paßform mit all den Ansprüchen, welche an ein gutausssehendes, erstklassiges Schuhwerk gestellt werden können.

Verlangen Sie Broschüre in allen durch unsere Plakate gekennzeichneten Geschäften, wo nicht erhältlich, weist

Bezugsquellen nach:

**EDUARD LINGEL**

Schuhfabrik Akt.-Ges., Erfurt





## HAPAG-HARRIMAN



HAMBURG-AMERIKA LINIE  
UNITED AMERICAN LINES  
(HARRIMAN LINE)

REGELMÄSSIGE ABFAHRTEN DER  
**ERSTKLASSIGEN  
PASSAGIERDAMPFER**

ALBERT BALLIN, DEUTSCHLAND  
RESOLUTE, RELIANCE

# HAMBURG NEW YORK

Ausgehend über Southampton u. Cherbourg.  
Rückkehrend üb. Cherbourg u. Southampton.

**ALLE BEQUEMLICHKEITEN**  
für anspruchsvolle Reisende 1. und 2. Kl. wie  
für Fahrgäste 3. Kl. Vorzügliche Reise-  
gelegenheit bei ausgezeichneter Verpflegung.

**WEITER  
REGELMÄSSIGE ABFAHRTEN**  
nach Südamerika, Cuba/Mexico, Afrika,  
Ostasien usw.

FAHRKARTEN, AUSKÜNFTE,  
DRUCKSACHEN DURCH:

**HAMBURG-AMERIKA LINIE**  
Hamburg, Alsterdamm 25

<b>Berlin</b> W 8, Unter den Linden 8, Potsdamer Pl. 3 und Leipziger Str. (Kaufhaus Tietz),	<b>Königsberg</b> L. Pr., Vordere Vorstadt 35,
<b>Baden-Baden</b> , Am Leopoldsplatz,	<b>Leipzig</b> , Augustuspl. 2,
<b>Breslau</b> , Schweidnitzer Stadtgraben 13,	<b>Mainz</b> , Reiche Klarastr. 10 und im Kaufhaus Tietz,
<b>Dresden</b> , Prager Str. 41,	<b>München</b> , Theatinerstraße 38 und Bahnhofplatz 7 (Kaufhaus Tietz),
<b>Frankfurt a. M.</b> , Am Kaiserplatz,	<b>Stuttgart</b> , Schloßstr. 6,
<b>Köln</b> , Hohe Straße (Kaufhaus Tietz),	<b>Wiesbaden</b> , Taunusstraße 11 und Kranzpl. 5,
	<b>Luzern</b> , Alpenstraße 2,
	<b>Wien I.</b> , Körntnerstr. 38,
	<b>Zürich</b> , Bahnhofstr. 90.

genden Schloßherrn durch den in tausend Farben leuchtenden Park an einem Nachmittag hinauszufahren.

Ich habe nie mehr von dieser Frau gehört. Aber ich habe sie nie vergessen. Ich wurde ruhiger. Ich wurde still. Ich arbeitete.

„Und Sie gaben es auf ... ich meine ... das Gift?“ fragte der Landgerichtsrat.

„Selbstverständlich“, antwortete der Ingenieur und warf einen scheuen Blick auf den jungen Arzt.

„Das ist nur eine Sache des Willens. — Sie können sich nicht vorstellen, wie ich die Menschen verachte, die einem Narkotikum verfallen sind — oder glauben Sie vielleicht, ich sei ein Morphinist...?“ Er schrie es erregt und drohend.

„Aber fällt mir gar nicht ein“, antwortete der Landgerichtsrat erstaunt.

„Wir sprachen doch nur von Ihrer Geschichte. Ich fragte Sie auch nur.“

„Nein, nein,“ fuhr der Ingenieur hartnäckig fort, „es ist ja bekannt, daß die Juristen überall Verbrecher sehen, sie verallgemeinern zu sehr, und vielleicht glauben Sie doch im Grunde ihres Herzens, daß ich.... aber ich kann Ihnen mein Ehrenwort...“

„Sie sollten sich nicht so aufregen“, sagte der Arzt begütigend.

„Ja, Sie haben recht“, flüsterte der Ingenieur und versuchte seinen Zügen wieder Haltung zu geben. „Aber wissen Sie, so alte Geschichten, es regt einen doch auf. Wenn die Herren verzeihen ... ich will nur einen Augenblick an die Luft — meine Nerven...“

Er trat zu dem Kleiderständer und griff nach seinem Mantel. Als er hinausgegangen war, stand der Arzt auf und bückte sich plötzlich. „Da ist dem guten Kehler etwas aus der Tasche gefallen“, sagte er. Und dann betroffen und ernst: „Ich dachte es mir!“ Er hob eine kleine gläserne Phiole zum Licht empor.

„Wir wissen nichts voneinander — — — so sagte er doch? — Armer Kerl! — Ja, die große Flucht, ob man sich ihr nun aus Neugierde, aus Liebe oder aus Sehnsucht nach dem Nichts ergeben hat: Sie läßt keinen mehr los — keinen!“ —



## ANONYME BRIEFE

Fortsetzung

„Den Täter nicht, aber die Täterin. Es handelt sich, wie ich unzweifelhaft festgestellt habe, um eine Dame.“

„Da bin ich aber wirklich neugierig. Wen haben Sie denn im Verdacht?“

„Im Verdacht habe ich niemand mehr; ich habe vielmehr die unzweifelhafte Gewißheit, daß die Frau des Kommerzienrates K. die Briefschreiberin ist.“

„Das ist ein starkes Stück! Wägen Sie Ihre Worte, Herr Doktor! Frau K. ist die vornehmste Frau unserer Stadt, die einen tadellosen Ruf genießt. Trotzdem ist selbst sie von der Flut der anonymen Briefe nicht verschont geblieben, und sie hat mit größter Entrüstung mir ein paar Briefe zu den Akten übergeben.“

„Keine Sorge, Herr Bürgermeister. Ich bin meiner Sache absolut sicher, und auch Sie werde ich binnen wenigen Minuten überzeugt haben. Sehen Sie hier mein Beweismaterial.“

Der Kommissar entnahm seiner Aktenmappe ein dünnes Paket, das sorgfältig in Seidenpapier eingewickelt war. Er löste die Umhüllung und entnahm ihm ein paar Bogen Löschpapier, die anscheinend, wie die Tintenabdrücke bewiesen, schon längere Zeit in Gebrauch gewesen waren. Diese legte er vor den Bürgermeister auf den Tisch, dann ging er zu der Waschtoulette, die im Zimmer stand, und hängte den über dieser befindlichen Spiegel ab. Er hielt nun die Löschpapierbogen so gegen den Spiegel, daß die abgedruckte Schrift deutlich lesbar wurde.

Mit Verwunderung hatte der Bürgermeister den Kommissar gewähren lassen. Nach einem Blick in den Spiegel rief er überrascht aus: „Wahrhaftig, das ist dieselbe Schrift wie in den anonymen Briefen; auch einzelne Worte, die mir in Erinnerung geblieben sind, finde ich wieder. Wie sind Sie in den Besitz dieser Blätter gekommen?“

„Auf sehr einfache Weise: Ich habe sie selbst vom Schreibtisch der Frau Kommerzienrat genommen. Ich will Ihnen den ganzen Hergang erzählen; aber, wenn Sie gestatten, so zünde ich mir vorher eine Zigarre

Die beste

# SCHUH- PFLEGE

gewährleistet



Eg-Gü war, ist und bleibt  
anerkannt die feinste  
Edelschuh-Creme

in der Tube

Eg-Gü bewirkte einen  
epochalen Fortschritt  
in der Pflege eleganter  
Schuhe und wird

von keiner  
Nachahmung  
erreicht!





Korsett und Büstenhalter sind die Bekleidungsstücke, die für die äußere Erscheinung jeder Frau entscheidend sind. Am leichtesten ist die Wahl des geeigneten Fabrikates den Damen gemacht, die zur Korpulenz neigen.

**Für sie kommt nur die Marke Ski in Frage.**

an, und Sie tun das gleiche. Beim Rauchen plaudert es sich gemütlicher.“

„Als ich den Auftrag übernahm, war ich mir der Schwierigkeiten wohl bewußt, die mit der Entdeckung des Täters verknüpft waren, und ich konnte nur auf Erfolg rechnen, wenn ich meine Nachforschungen ganz im Stillen, von niemand beeinflußt, vornehmen konnte. Deshalb trat ich hier unter falschem Namen auf, und ich bitte nachträglich um Entschuldigung, daß ich Sie und die anderen Herren in der Stadt, die mir so freundschaftlich entgegengekommen sind, getäuscht habe. Ich erkundigte mich zunächst nach dem Charakter der hiesigen Stadt, und da ich hörte, daß hier viele Textilfabriken waren, so wählte ich die Rolle eines Kaufmanns, die ich, wie ich glaube, nicht ganz übel gespielt habe. Vor meiner Abreise hatte ich die anonymen Briefe, die Sie als Probe eingeschickt hatten, unserem Schreibsachverständigen beim Polizeipräsidium zur genauen Prüfung übergeben. Dieser sagte mir, trotz der großen und kräftigen Schrift, die offenbar verstellt sei, habe er die Ueberzeugung gewonnen, daß die Briefe von einer Dame herrührten, und zwar von einer sehr nervösen und wahrscheinlich hysterischen Frau. Er führte hierfür mehrere Gründe an, die auseinanderzusetzen mich zu weit führen würde. Mit dieser Auskunft, die immerhin einige Anhaltspunkte gab, reiste ich ab und führte mich in der Ihnen bekannten Weise in der hiesigen Gesellschaft ein. Ich war stets ein sehr eifriger Zuhörer, wenn das Thema der anonymen Briefe erörtert wurde, und ich zog aus dem Gehörten meine Schlußfolgerungen. Wiederholt fiel in den Gesprächen der Name der Frau Kommerzienrat K., und allgemein wurde bedauert, daß auch diese Dame, die ohnehin schon sehr nervös sei, auch von den anonymen Zusendungen nicht verschont geblieben wäre. Ich hielt mich zunächst an die Nervosität, und der Umstand, daß Frau K. selbst unter die Opfer der Briefseuche zählte, beirrte mich nicht; denn ich sagte mir, wenn sie wirklich als Täterin in Betracht käme, so könnte sie ja auch, um jeden Verdacht abzulenken, an sich selbst ein paar Briefe geschrieben haben. Mit dem Kommerzienrat hatte ich schon Be-



kanntschaft gemacht, da ich ihn in geschäftlichen Angelegenheiten wiederholt in seinem Kontor in der Fabrik aufgesucht hatte. Nun gelüstete es mich, auch seine Gattin kennen zu lernen. Ich ging daher zu einer Zeit, von der ich wußte, daß der Kommerzienrat abwesend war, nach seinem Privathause und verlangte ihn zu sprechen. Als ich den Bescheid erhielt, daß er abwesend sei, bat ich, mich der gnädigen Frau zu melden, da ich ihr etwas Wichtiges für ihren Gatten mitzuteilen habe.

Ich wurde in einen zierlich möblierten Salon geführt mit der Angabe, daß die gnädige Frau sogleich erscheinen würde. Als ich mich etwas umsah, fiel mein Blick auf einen in der Nähe des Fensters stehenden Damenschreibtisch, auf dem eine Schreibmappe lag. Gleich darauf erschien die Frau des Hauses, die mich in lebenswürdiger, von Neugier nicht freier Weise begrüßte. Als ich ein paar einführende Worte gesprochen, täuschte ich ein plötzliches Unwohlsein vor und bat um ein Glas Wasser. Die Dame eilte selbst hinaus, um das Gewünschte zu holen, und ich stürzte zu dem Schreibtisch und entnahm der Schreibmappe die vor Ihnen liegenden Löschblätter. Ich hatte mich kaum wieder auf meinen Stuhl gesetzt, als Frau K. mit dem Glas Wasser in der Hand erschien. Ich erholte mich nun rasch, stammelte meinen Dank und bat um Entschuldigung wegen der Störung. Dann empfahl ich mich und eilte nach meinem Hotelzimmer, wo ich die Probe vor dem Spiegel vornahm. Als ich mich von dem Wert meines Fundes überzeugt hatte, bin ich sofort zu Ihnen gegangen. Es ist schließlich eine ganz einfache Geschichte, die ich Ihnen vorgetragen habe."

„Ich beglückwünsche Sie herzlich zu Ihrem großen Erfolge und ich bewundere Ihren Scharfsinn und Ihre Geistesgegenwart.“

„Loben Sie mich nicht zu sehr“, wehrte Dr. Berg lächelnd ab. „Wenn ich nicht dabei eine große Portion Glück gehabt hätte, so wäre mir die Entdeckung sicher nicht gelungen.“

„Sie sind zu bescheiden, aber nun gestatten Sie mir noch eine Frage. Wie kommt eine Dame, welche die beste Erziehung genossen und die den höheren gesellschaftlichen Krei-



## Ski

Die Marke für Starke

*Ski-Korsetts und Ski-Büstenhalter sind in den maßgebenden Geschäften erhältlich*

Alleinige Fabrikanten:

**LOBBENBERG & BLUMENAU**

Köln, Zeppelinstr. 9 / Berlin, Leipziger Str. 73-74



sen angehört, zu einer solchen Verirrung, anonyme Briefe zu schreiben, und durch diese Menschen zu verleumden und in ihrer Ehre zu schädigen, die ihr nie etwas zu Leide getan haben?"

„Die Antwort hierauf ist schwer, und ich kann sie nur mangelhaft geben. Vielleicht würde ein Psychiater sie besser begründen können. Ich weiß nur aus meiner Erfahrung und aus dem Studium medizinischer Werke, daß es Personen mit krankhafter Veranlagung gibt, die ein gewisses Vergnügen daran haben, sich um jeden Preis wichtig zu machen. Sie fühlen sich unbefriedigt, langweilen sich und stürzen sich auf jede Sensation, die sich ihnen bietet. Mangelt es, wie hier in der kleinen Stadt, an solchen, so schaffen sie sich selbst welche. Frau K. ist, soviel ich weiß, kinderlos, und ihr Ehemann ist ein nüchterner Geschäftsmann, der der Phantasie einer temperamentvollen Frau wenig Anregung bietet. Da hat sie sich wohl gelangweilt, und um die in ihrer nervösen Natur liegende Lust nach Aufregungen zu befriedigen, ist sie auf den unglücklichen Gedanken gekommen, anonyme Briefe zu schreiben. Vielleicht ist sie auch erblich belastet. Wie ich gehört habe, ist sie vor ein paar Jahren in einem Sanatorium gewesen. Näheres über ihre Zurechnungsfähigkeit wird wohl durch die Gutachten von ärztlichen Sachverständigen festzustellen sein. Für mich ist meine Aufgabe beendet, und ich überlasse die weitere Verfolgung der Angelegenheit der städtischen Polizei. Ich verabschiede mich hiermit von Ihnen, Herr Bürgermeister, da ich mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurückkehren will.“

„Hieraus darf nichts werden, mein verehrter Herr Doktor. Sie müssen mindestens noch heute abend hierbleiben und zum Stammtisch im Rathause kommen, wo ich den Held des Tages vorstellen werde.“

„Ich danke für Ihre liebenswürdige Aufforderung, muß sie aber höflichst ablehnen, da Heldenrollen mir durchaus nicht zusagen.“

Frau Kommerzienrat K. wurde, obwohl nach den ärztlichen Gutachten Zweifel an ihrer Zurechnungsfähigkeit bestanden, zu einer Gefängnisstrafe von mehreren Monaten verurteilt.

## Am Teetisch

*Plauderei von M. v. M.*

Auch der Teetisch hat seinen Stil. Kaum eine andere Stunde, die dem Einnehmen einer Mahlzeit zu dienen bestimmt ist, hat dort, wo man überhaupt die Ästhetik einer Mahlzeit pflegt, sich so ihren eigenen Stil geschaffen. Der Morgen, der Mittag, der Abend — ihre Bilder schwanken im Ablauf des täglichen Lebens vielfältig nach Zeit und Form und Inhalt und Zweck. Mag auch jedes einzelne Bild an sich vielleicht stilvoll sein, so ist doch eine allgemeingültige Norm undenkbar.

Nicht so »der Tee«. Wohin auch die Tageszeit der Teestunde das räumliche Milieu verlegt, in den Salon der Dame, in den Bereich des Herrn oder in die Öffentlichkeit des Fünf-Uhr-Tees, stets verleiht sie dieser Stunde, wo sich der helle Tag seinem Ende zuneigen will, um mählich in den Abend hinüberzugleiten, eine überall gleiche besondere Stimmung. Und ein Abglanz dieses Hinüberdämmerns hüllt auch den Menschen dieses Milieus in eine besondere geistige Sphäre. Das Tagwerk ist bald oder schon ganz getan, was übrig blieb, bleibt dem Morgen. So klingt der Tag aus in ein kurzweiliges Ausruhen, ein *dolce far niente* zwischen Hell und Dunkel, bevor der vielgestaltige Abend die Impulse wieder aufs neue entfacht.

Man schlürft mit dem Tee die Neige des Tages, in leichter Geistigkeit tummeln sich die Gedanken um die Rauchkringel der Zigarette, plaudernd von gestern, heute und morgen, und tauchen willig und gern sich in das verlockende Dessert von Mauxion.





*Am Teetisch.*



# 5 Tage zur Probier

JOCHHEIM

und mit bedingungslosem Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen liefere ich überallhin Sprechapparate u. Platten, Radioapparate und Zubehör, Musikinstrumente aller Art, wie Mandolinen, Gitarren, Lauten, Violinen etc. Nur erstklassige Fabrikate von vorzüglicher Beschaffenheit, weisen meine Modelle tadellose Funktion auf u. verbinden mit hervorragender Güte Wohlfeilheit u. Preiswürdigkeit. Sie werden geliefert bei angemessener Anzahlung gegen bequeme Wochenzahlungen von nur Goldmark . . . . .  
Verlangen Sie sofort Preisliste gratis und frei!

**1** an

Walter H. Gartz, Berlin S 42, Postfach 822 A

In Berlin erbitte ich Besuch meiner Ausstellungsräume  
Alexandrinestraße 97 von 9—6 Uhr.

## DER TYP

Fortsetzung.

Oginsky:

Lassen Sie Franz, Ihren Diener, er kann Ihnen nicht helfen.

Die Frau:

Das wollen wir einmal sehen. *(klingelt)*

Oginsky:

Ihre Kühnheit werde ich dämpfen!

*(Der Diener erscheint.)*

Szene 6.

Der Diener:

Gnädige Frau haben befohlen?

Die Frau:

Dieser Herr wünscht einen Wagen!

*(Franz unbeweglich.)*

Die Frau:

Was stehen Sie da? Haben Sie mich nicht verstanden? — Führen Sie den Herrn hinaus.

Der Diener:

Ich kann nicht.

Die Frau:

Sie können nicht?

Der Diener:

Nein! Dieser Herr ist kein Herr. Er ist mein — Bruder!

Oginsky: *(auflachend)*

Franz, das hast du gut gemacht! — Gnädige Frau, darf ich bekannt machen: mein leiblicher Bruder! Im Bedarfsfalle arbeiten wir zusammen. Sie können sich gleich davon überzeugen.

Die Frau:

Der da Ihr Bruder? O Gott, in welche Höhle, in welche Verdammnis bin ich geraten! *(schluchzt)*

Oginsky:

Sie sind in keiner Höhle! Bewegen sich ganz frei in Ihren eigenen Räumen. Sie haben nach vorheriger Anfrage mich, Aristide Oginsky, empfangen, der sich jetzt gehorsamst empfehlen wird. — Madame, geben Sie Ihren Abschiedskuß. Das übrige nehme ich mir selbst!

*(Er greift sie, küßt sie und zieht ihr die Perlen ab. Franz nähert sich schadenfroh und lüstern; die Frau wirft sich in die Kissen. Sie weint.)*



Oginsky:  
Auf Wiedersehen, morgen!

*(Der Typ und der Diener ab. Schweigen. Nur unterbrochen durch das Schluchzen der zurückgelassenen Frau. Man hört die Haustür gehen. Schritte auf dem Flur. Darauf der Mann, der sich im Zimmer umschaut.)*

Der Mann:  
Was machst du hier? Du weinst? Bist du krank? Warum gingst du nicht zu Bett?

*(Sie nickt abwehrend.)*  
Warum sprichst du nicht? Bist du stumm? Soll ich einen Arzt holen? Ja, du bist krank! — Kein Zweifel! — Aber — vielleicht irre ich mich! So rede doch! — Du bist ja schrecklich anzuschauen!

*(Sie weint aufs neue.)*

Der Mann:  
Um Gotteswillen, fasse dich! Ich will dir helfen! Was soll ich tun? So rede doch endlich! —

Ach, wo ist Franz? Er soll kommen!  
*(Er klingelt. Bei dem Worte Franz richtet sie sich langsam auf, bereit, ihm zu begegnen. Darauf Franz.)*

Der Diener:  
Der gnädige Herr?

Der Mann:  
Was ging hier vor?

Der Diener:  
Hier ging nichts vor.

Der Mann:  
Mir scheint aber doch. Sehen Sie meine Frau an!

Der Diener:  
Die gnädige Frau scheint bewegt und haben geweint. Ich weiß keinen Grund dafür. Denn ich hatte Ausgang.

Der Mann:  
Wieso hatten Sie Ausgang? Wer hat Ihnen Ausgang gegeben?

Der Diener:  
Die gnädige Frau selbst.

Der Mann: *(zur Frau)*  
Stimmt das?

*(Sie nickt zustimmend und völlig apathisch.)*



und mit bedingungslosem Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen liefere ich überallhin **photographische Cameras, Prismenfeldstecher und Ferngläser**, sowie echte schweizer Anker-Uhren. Nur sorgfältig konstruiert, nach den letzten Errungenschaften der Technik gebaut, aus ersten Fabriken und optischen Werkstätten entstammend, bieten meine Modelle jedwede Garantie für tadellose Funktion und vereinigen in sich alle Vorzüge. Sie werden komplett geliefert gemäß illustriertem Katalog, bei angemessener Anzahlung gegen bequeme Wochenzahlungen von nur 50.

Verlangen Sie sofort Preisliste gratis u. frei!

Walter H. Gartz, Berlin S 42, Postfach 822 A

In Berlin erbitte ich Besuch meiner Ausstellungsräume Alexandrinenstraße 97 von 9 — 6 Uhr



Der Mann:  
Warum hatten Sie um Ausgang gebeten?

Der Diener:  
Ich hatte nicht um Ausgang gebeten.

Der Mann:  
Was denn?

Der Diener:  
Gnädige Frau hatten den Ausgang freiwillig angeboten.

Der Mann: (zur Frau)  
Stimmt das?  
(*Sie nickt abermals zustimmend.*)

Der Mann:  
Sie wissen also gar nichts zu berichten?

Der Diener:  
Gar nichts!

Der Mann:  
Wann sind Sie nach Hause gekommen?

Der Diener:  
Vor zehn Minuten.

Der Mann:  
Und haben nichts Verdächtiges gehört oder gesehen?

Der Diener:  
Nichts Verdächtiges gehört und gesehen.

Der Mann:  
Es ist gut. — Sie können gehen. — Doch halt! Bleiben Sie noch einen Augenblick hier und seien Sie mir behilflich. Wir wollen die gnädige Frau nach dem Schlafzimmer führen.

(*Bei diesen Worten erhebt sie sich mit äußerster Anstrengung und wankt auf den Diener mit drohender Gebärde zu. Franz weicht zurück.*)

Der Diener:  
Gnädige Frau scheint sehr angegriffen. Gnädige Frau müssen gewiß krank sein.

Der Mann:  
Lassen Sie uns allein! (*Franz ab.*)  
—— — Mein Gott — was ging hier vor?  
(*Sie gleitet schluchzend in seine Arme.*)

Der Mann: (*tröstend*)  
Mein — armes — Kind!

## Die Karriere Jakob Michaels

Fortsetzung:

Der Markt der großen Welthandelsartikel bot dem Kapitalsschwachen keine Chancen. Doch es gab ein neues Element, kostbarer als alle anderen, dessen Vertrieb noch nicht eingeschaltet war in das Handelsgefüge des Routiniers, das vorerst nur die Physiker und Chemiker und nicht die Börsen beschäftigte: Radium. Oesterreich hatte den Handel mit Pechblende, das den geheimnisvollen Stoff birgt, monopolisiert. Doch der junge Kaufmann fand die Seitenwege und Verbindungen, die sein Geschäft ermöglichten. Er kaufte Uranoxyd in Joachimsthal und ließ es nach Frankreich rollen, verschiffte es nach Amerika, handelte mit Milligrammen reiner Radiumsalze zwischen den Laboratorien von Paris, Leiden und Tokio. Er war der Erste in diesem Geschäft, und er verdiente.

Als der Krieg begann, besaß er noch keinen Namen unter den Kaufleuten, doch sein Anfangskapital war mehr als verzehnfacht. Und wieder war es eine Lücke in der Organisation des Rohstoffhandels, der er den neuen, endgültigen Aufschwung dankte. Rathenaus Erfassung der Rohprodukte hatte ein Metall vergessen. Das an Kalk oder Bleioxyd gebundene Wolframerz war notwendig zur Härtung des Stahls, zur Erzeugung der Glühfadenlampen. Es mußte unentbehrlich werden, wenn einmal die Meere gesperret und die ausländischen Erzsendungen ausbleiben würden. Der Radiumhändler, dessen chemisches und technisches Wissen trotz schwacher theoretischer Grundlagen leicht zu einer Doktordissertation gereicht hätte, sah es voraus, als die anderen noch blind in den Krieg hineintaumelten. Für ein Geringes kaufte er alte Erzhalde im Erzgebirge, die er verhütten ließ. Aus den Rückständen gewann er Wolfram, und die als wertlos geltenden Erzhalde brachten Geld, viel Geld.

Er gründete eine Firma, gesellte sich einem jungen, langsamer denkenden, doch vorsichtiger wägenden Gesellschafter und war nun Kriegslieferant. Das Geld strömte ihm zu — er wurde.

Nach dem Krieg gab es einen Augenblick der Stockung, des Rückfalls. Er trennte sich







von dem Gesellschafter, Preisrückschläge auf den Weltmärkten und große Uebnahmeverpflichtungen dezimierten das junge Vermögen, alles schien sich gegen ihn zu wenden, es gab böse Sorgen und böse Verpfändungsgeschichten.

Doch da kam die Inflation, die Geldentwertung, und wischte alle Schulden fort. Er wurde, wie viele andere, Inflationsgewinner ganz großen Formats, doch er war nie Inflationspekulant. Während alles ringsum zusammenbrach, begann er den Aufbau nach dem Schema, das ihn seine Jugend gelehrt — Handel, Finanzkapital, Industrie. Angeborener Vorliebe folgend, drang er, unsichtbar zuerst, in die chemische Industrie ein, häufte Aktienpaket auf Aktienpaket, schuf seinen ersten Konzern.

Ein gewaltiger Gegner in Baden erließ einen Verkaufsboykott gegen ihn. Doch er kaufte unter Decknamen fremde Firmen und Fabriken, nur, um den Boykott zu brechen, solange der wirkliche Inhaber unbekannt war. Gleichzeitig bereitete er seine Finanzbasis vor, indem er eine Bank zur Holding-Gesellschaft und Verwaltungszentrale seiner immer zahlreicher werdenden Unternehmungen gestaltete.

Der Krieg und die Inflation hatten ihn zum Herrn der Sachgüter gemacht, die Deflation, die Stabilisierung der Währung, machte ihn zum Herrn des Geldes. Er war der erste, der an die Rentenbank glaubte. Mißtrauen in den Staat und seine währungstechnischen Konstruktionen war allgemein zur verdienstbringenden Gewohnheit geworden. Er war der einzige, der sich der Massensuggestion entzog und kalten Sinns das Neue, das unerhört Neue, das Geld ohne Gold, prüfte.

Während die Skeptiker in zynischem Besserwissen an ihren Devisen festhielten, warf er auf den westlichen Plätzen rücksichtslos seine Pfunde und Dollars auf den Markt, verkaufte sie mit Inflationsagio gegen Rentenmark, verkaufte auch die Aktien und Wertpapiere seines Besitzes. Die Kurse, die den Optimisten lächerlich niedrig schienen, ihm dünkten sie zu hoch, er sah die Flaute, das allgemeine débacle voraus.

Es kam. Der Tag war da, an dem unendliches Angebot die Börsen überschwemmte, an dem alles nach Geld hungerte. Er war der Herr. Das Geld, nicht Waren, nicht Sachgüter, war wieder in die Herrschaft eingesetzt. Er besaß es, ungeheure Summen standen zu seiner Verfügung. Selbst die Post brauchte Betriebskapital. Zu langsam sickerte durch das dünne Geäder das Geld von den einzelnen Kassen zur Zentrale. Da, durch die Vermittlung von Banken, die ihm unterstanden, auf dem Umweg über Agenten, die seine Diener waren, wurde er Helfer in der Not. Er lieh der Post dreißig Millionen. Der Zinsfuß, den er ausmachte, war mäßig, doch er forderte Gegendienste, wenn die Post einmal selbst über flüssige Mittel verfügte. Dann sollten, mußten diese Gelder bei ihm angelegt werden — gegen mäßige Verzinsung.

So, während er das Netz seiner Banken immer weiter ausbreitete, beherrschte er, als Alleinherrscher fast, den Geldmarkt. Er diktierte den Zinsfuß und die Deckungsbedingungen, rücksichtslos in beidem auf seinen Vorteil und seine Sicherheit bedacht. Sein Leihgeld war das teuerste, und er forderte nie weniger als dreifache Deckung. Man beugte sich ihm, denn er hatte das Recht der Macht. In Geschäften kannte er keine Gefühle. Für Wohltätigkeitsakte war in seinem Betrieb die Abteilung W. geschaffen. Jedem, der Anspruch auf Hilfe hat, wird sie von dort zuteil.

Er ist heute zweiunddreißig Jahre alt, ein schwächlicher, fast zarter Mann mit einem blassen, glattrasierten Gesicht, in dem unter hoher, weißgewölbter Stirn zwei braune Augen in tiefem Feuer leuchten. Er beherrscht einen großen Teil der chemischen und Metallindustrie Deutschlands. Ein großer Versicherungskonzern und ein halbes Dutzend Banken unterstehen seiner Machtsphäre, es gibt fast keine Finanztransaktion, in der nicht seine Hand fühlbar wäre. Vor einigen Wochen ist die Tochter seines ersten Chefs, die er einst als achtjähriges Mädchen in das lackspiegelnde Auto springen sah, seine Frau geworden. Es war eine Liebesheirat.





# Dr. Diehl-Stiefel

NATÜRLICHE FORM · FEDERUNG DER HACKE · VENTILATION  
DER INNENSOHLE · UNTERSTÜTZUNG DES FUSSGEWOLBES  
GERAUSCHLOSER GANG · VENTILATION IM SCHAFT

IN ALLEN TEILEN GESETZL. GESCHÜTZT  
VERKAUFSSTELLEN AN ALLEN PLÄTZEN  
DEUTSCHLANDS

BROSCHÜRE GRATIS

ALLEINIGE FABRIKANTEN CERF & BIELSCHOWSKI ERFURT



## ABRECHNUNG

Fortsetzung

O, wie dumm war ich! Du brachtest mir Blumen, du stecktest mir Zucker in den Mund, du lasest mir Gedichte vor, wie man es mit den Treibhausfräulein macht, und du wolltest auch mit mir nichts anderes, als was man mit jenen beginnt. Du wolltest nur meinen Körper, meine Seele sahst du nicht, oder wenn du sie gesehen, so glaubtest du nicht an sie!“

„Ella! Ella! Sprich mit mir nicht so. Ich liebe dich. Du weißt ganz gut, daß ich dich liebe!“

„Und was wird mit diesen hier?“ fragte das Mädchen und zeigte mit dem Finger auf die Tür.

Der Mann errötete. Er rief aufgeregt:

„Was wird? Ich werde schon zeigen, was wird! Sie getraut sich, hierher zu kommen? Sie will sich meiner Glückseligkeit in den Weg stellen? Sie will erpressen! Ja! Erpressen!“

„Du scheinst zu vergessen, daß dein Kind hier drinnen ist“, sprach das Mädchen.

Der Mann zog die Augenbrauen zusammen.

„Mein Kind?“ sagte er scharf. „Was weiß ich, ob es mein Kind ist? Was weiß ich?“

Im Kabinett ertönte ein Schrei, die Tapetentür wurde aufgestoßen, die Mutter zog ihr Kind hin zu dem Manne. Sie rief fiebernd:

„Hier ist es! Schau es dir an! Schau es dir an, Niederträchtiger! Betrachte diese Augen, den Mund, das Gesicht. O, Elender! Ich brauche nichts! Nichts will ich von diesem elendigen Leben! Von niemandem!“

Sie drückte ihr Kind an sich.

„Schau dir, mein kleiner Sohn, diesen Menschen an! Dies ist dein Vater! Dieser elendige Mensch, der uns auf die Straße gestoßen hat. Betrachte ihn genau, mein kleiner Sohn, jetzt kannst du ihn dir schon anschauen. Öffne deine Augen und schließe dein Herz. Schließe es vor der ganzen Welt und liebe nie jemanden, nie!“

Sie drückte das Kind nochmals an sich und küßte es schluchzend:

„Mein Kind, man hat uns mit dem Fuße gestoßen, weil ich einmal geliebt habe.“

Der Mann schaute sich um und stotterte verlegen:

„Dieser Skandal!... Ich gebe ja Geld... Ich hatte es bloß vergessen. Ich werde von nun an jeden Ersten Geld schicken. Das ist ja schrecklich! Dieser Skandal!“

Er wandte sich um. Er blickte fragend auf Ella und reichte ihr beide Hände.

Das Mädchen rührte sich aber nicht. Wie eine weiße Statue stand sie in der Mitte des Ateliers.

Der Mann drehte sich um. Er griff in die Tasche und zog seine Börse hervor; er entnahm ihr mit zitternden Händen einige Banknoten und legte sie auf den Tisch.

„Hier ist einstweilen das, bis ich mehr werde schicken können.“

Dann wandte er sich an Ella und warf ihr einen flehenden Blick zu:

„Verurteile mich nicht, Ella! Verurteile mich nicht!“

Ellas Augen funkelten, ihr Gesicht wurde feuerrot, sie sprang zum Tisch, ergriff die Banknoten, knitterte sie zusammen und warf sie dem Manne vor die Füße. Sie maß ihn voll Verachtung.

„Geld! Geld! Erst Liebe, dann Geld! Das ist also immer unser Schicksal!“

„Ella! Ella!“ rief der Mann erschrocken. „Bist du wahnsinnig geworden?“

„Geld“, fuhr das Mädchen erregt fort. „In dem steckt eure Macht. Für das gebt ihr eure Kraft, euer Talent, euren Stolz, eure Männlichkeit her, mit dem kauft ihr die Frau. Dies wäre auch mein Schicksal gewesen.“

„Ella!“ schrie der Mann. „Was sprichst du? Ich will dich doch zur Frau! Verstehe mich. Ich liebe dich mit reiner Liebe. Ich will dich für mein ganzes Leben!“

„Ja! Du willst mich zur Frau! Ich weiß es. Aber nur darum, weil du mich nicht anders haben kannst.“

„Aber Ella! Das ist Wahnsinn! Ich bitte dich!“





*Ihre Füße*  
 müssen gepflegt werden  
**Ein Kukirol-Fussbad**  
 reinigt die Füße gut, stärkt Muskeln, Nerven  
 u. Sehnen u. erfrischt somit den ganzen Körper.

*Kukirol-Fussbad verhütet auch Fußschweiß, Wandlaufen und Brennen der Füße und ist für jeden, der viel geht und steht, eine wahre Wohltat. Verlangen Sie noch heute die Lehrreiche und auch für Sie wichtige Broschüre „Die richtige Fußpflege“. Die Zusendung erfolgt kostenlos u. portofrei durch die*

*Kukirol-Fabrik, Bad Elmen bei Magdeburg*





# lacht Ihr Hund!

wenn er auf meiner

## Universal - Hundedecke „Endlich allein“

von allem Ungeziefer befreit, liegen und schlafen darf. — Mit wenigen Tropfen Kreolin alle acht Tage getränkt, ist die Decke dauernd gebrauchsfertig. Kein Jucken und Kratzen mehr und kein übler Geruch der Hundeliegstätte. — Tausende bereits im Gebrauch! — Wer seinen Hund lieb hat, bestelle sofort:

- Extra große Decke  
(80-100 cm) Gm. 15.—
- Große Decke  
(50-80 cm) Gm. 12.—
- Mittelgroße Decke  
(40-75 cm) Gm. 10.—
- Mittel Decke  
(40-60 cm) Gm. 8.—
- Kleine Decke  
(30-47 cm) Gm. 5.—



einzelnd in einer Flasche Kreolin nebst Tropfglas. Porto und Verpackung frei. Versand gegen Nachnahme oder vorherige Überweisung auf Postcheck-Konto: Hamburg 44123

**Hermann Weidt,**  
Hamburg 5 Uh, Danziger Str. 14

„Möglich, daß es Wahnsinn ist, aber der Wahnsinn der Wahrheit. Geh! Geh! Erzähle es dort, wo einem die in Seide gebüllten Mädchen ihre Liebe anbieten, die für die Ehe lächelnden Puppen, geh, erzähle ihnen, daß sich auch eine solche gefunden hat, die für sich einen ganzen Mann haben will. Geh!“

Damit wies sie ihm die Tür, und der Mann verließ zögernd, niedergeschlagen, beschämt das Atelier.

Kaum war er aber fort, sank Ella wie eine plötzlich gebrochene Blume auf einen Sessel und schluchzte herzerreißend. Die andere trat zu ihr, drückte ihr die Hände und sprach flehend:

„Warum haben Sie das getan? Wir sind nicht so stark... Sie hätten glücklich sein können... Dies wollte ich nicht... Gott ist mein Zeuge... Verzeihen Sie mir... Unser Schicksal ist, uns brechen oder mit uns handeln zu lassen.“

„Stehen Sie auf, bitte“, sagte Ella sanft, „stehen Sie auf. Ich werde für Sie irgend-eine Stelle finden. Ich habe große Verbindungen.“

Die andere betrachtete sie staunend und dankbar.

„Wie edel und gut Sie sind!“ sprach sie langsam, dann voll Vertrauen fortfahrend: „Sie müssen Ihr Glück finden... wer die Verzweifelten ausöhnen kann... mich haben Sie mit dem Leben versöhnt... Sie lieben ihn, und das ist genug... auch Sie werden sich mit ihm versöhnen.“

„Nie!“ sagte das Mädchen, und eine kalte Welle übergieß ihr Gesicht. „Es muß auch solche geben, wie ich bin. Es muß solche geben. Für jene, die sich noch in der geheimnisvollen Zukunft verborgen halten. Für jene Frauen, die nach uns kommen werden, für jene fällt unser Herz in den Staub.“

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei.)

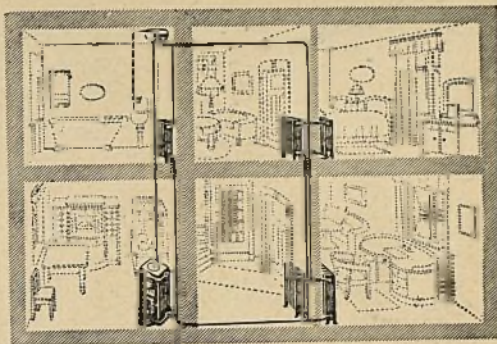


## DIE KLUGEN SEELOWEN

Fortsetzung

Sonderlichen Ehrgeiz hat er nicht. Aber Curley und Baby — beide schlank, schnell und schlaue — arbeiten um die Wette. Abends planschen sie, vor lauter Lampenfieber brüllend, im Wasser herum. Curley läuft auf der Bühne hinter seinem Herrn her und bettelt buchstäblich um Dacapos seines Tricks, Baby fühlt sich nur ordentlich wohl in menschlicher Gesellschaft. Splash hat einen auch für Seelöwenverhältnisse ganz besonders großen Appetit. Er muß also viel verdienen und hat deshalb gutwillig vier Tricks gelernt. Er betrachtet seine Tätigkeit mit außerordentlich nüchternen Augen. Beauty, die einzige Seelöwin der Truppe, ist sein Gegenteil. Das flinke, kleine Tier lernt mit Begeisterung. Es möchte am liebsten andauernd als Solonummer auftreten. Beauty hat im Casino de Paris allabendlich sämtlichen Chorgirls des Theaters einen Kuß gegeben. Beauty kann alle Tricks, die ihre Kollegen zusammen genommen gelernt haben. Sie springt für jeden von ihnen ein, und das einzige, was man gegen sie anführen könnte, ist, daß sie sehr empfindlich, leicht beleidigt, kurz, wie es sich für eine Seelöwendame schickt, richtig ein bißchen hysterisch ist. Sie macht mehr Lärm als alle anderen zusammen, wenn sie sich mit Mr. Winston in Meinungsverschiedenheiten befindet.

Jo nach ihrem Temperament und ihrem Appetit verabscheuen die Seelöwen Langeweile. Mr. Winston probiert stets nur mit einem Tiere allein. Die anderen müssen inzwischen artig zusehen, wie ihr Kollege für jeden gelungenen Trick einen Fisch nach dem anderen verschlingt. Sie winden sich vor Ungeduld, und mit der Gier nach dem Fisch wächst der Ehrgeiz nach einem möglichst reichbelohnten Trick. Wenn Mr. Winston an einem Tag um zehn Uhr vormittags eine Probe hält, sind die Tiere am folgenden Tag um die gleiche Stunde voll Unruhe und Erwartung. Ihr Gefühl für Zeit ist unbeeirrbar. Ueberhaupt nehmen die Seelöwen durchaus nichts stumpfsinnig auf. Sondern sie verwerten das Gelernte bei jeder Gelegenheit. — In einem Hof, in dem die Tiere einmal



**Nicht nur das Eigenheim,  
sondern auch die Mietwohnung**

gestalten Sie zu einem wirklich behaglichen Aufenthalt, wenn Sie die nach dem Urteile ihrer vielen tausend Besitzer denkbarst sparsame

**NARAG  
CLASSIC  
Heizung**

aufstellen. Die Aufstellung ist ohne lästige bauliche Änderungen und ohne eingreifende Störung der Häuslichkeit innerhalb weniger Tage möglich. Ein einziger Zimmerheizkessel anstelle von vier, sechs und noch mehr Öfen versorgt auch im strengsten Winter sämtliche durch »Classic«-Heizkörper angeschlossenen Räume mit völlig ausreichender Wärme. Die Folge ist ein wesentlich einfacheres und schnelleres Anheizen sowie eine dauernde, bedeutende Brennstoffersparnis, wodurch sich die Anlage in kurzer Zeit bezahlt macht. Die leichte Regulierbarkeit und große Sauberkeit, die gleichmäßig milde und gesunde Wärme sind weitere schätzenswerte Vorzüge der Narag-Classic-Heizung, die auf Wunsch auch in Verbindung mit einer Warmwasserversorgung für Küche und Bad geliefert werden kann, ohne dadurch die Betriebskosten nennenswert zu erhöhen.

Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Beschreibung No. 120 nebst Urteilen aus der Praxis

**NATIONALE RADIATOR GESELLSCHAFT**  
m.b.H.

Ständige Ausstellungen:  
BERLIN W 66, • WILHELMSTRASSE 91  
Fernruf: Zentrum 12 950-12 954  
WIEN IV • WIEDNER HAUPTSTR. 23-25  
Fernruf: 54 285

Lieferung nur durch Heizungsfirmen



Staatsmedaille 1888

*Hildebrand,*  
Kakao

*Hildebrand,*  
Schokolade

*Hildebrand,*  
Pralinen

Staatsmedaille in Gold 1896

untergebracht waren, stand eine Pumpe, die durch Herabdrücken des Seitenhebels zu bedienen war. Die Seelöwen entdeckten die Einrichtung. Eines Morgens fand man den Hof überschwemmt und die Tiere im ersetzten Naß.

Hier liegt auch das Geheimnis der vielbewunderten Selbständigkeit, zu der sie Mr. Winston erzogen hat. Sein Gedanke, die eigenen Einfälle der Tiere zu verwerten, brachte den großen Erfolg. Der Dompieur verbringt ganze Tage in der Beobachtung seiner Seelöwen. Und das entscheidende Ergebnis dieser Beobachtung war die Erkenntnis, daß die Tiere, die im Wasser zu Hause sind, auch im Wasser besser und erfreulicher arbeiten müssen als auf dem Trockenen.

Natürlich nimmt mancher Trick viele Monate in Anspruch, bis er „sitzt“. Ein anderer wird in wenigen Minuten begriffen. So hat Mr. Winston gerade für die Einstudierung der merkwürdigen Nummer „Gebet der Meerjungfrauen“, bei der die Seelöwen andächtig die Hände falten, mit einem der Tiere nur eine knappe Viertelstunde gebraucht. Und wenn erst ein Seelöwe mehr oder weniger zufällig eine solche Neuheit gelernt hat, ist die größte Schwierigkeit überwunden; denn die anderen sehen jetzt, wie ihr Kollege für eine Bewegung, deren sonstige Bedeutung ihnen unbegreiflich ist, reichlich mit Fischen belohnt wird. Das genügt, um zunächst einmal ihren Ehrgeiz in die gleiche Richtung zu lenken.

Es sind vielerlei Versuche gemacht worden, um festzustellen, ob die Tiere am Ende nur in gewohntem Rampenlicht ihre Aufgaben gegenwärtig haben. In der kleinen Szene „Der Lebensretter“ holt der Seelöwe Curley an einem Strick das Girl aus dem Wasser. In England brachte man dasselbe Tier an ein Seeufer, ein Mann sprang in die Mitte des Wassers hinein und rief um Hilfe. Das Tier schwamm sofort hinaus und zog jenen, der das Ertrinken markierte, an den Rockschößen aus dem Teich.

Furcht kennen die Seelöwen nicht. Wohl aber Abneigung, sich an Vorgängen zu beteiligen, bei denen ihnen die Aussicht auf ein paar Fische nicht durch sichere Erfahrung garantiert ist. Die beiden Damen, die,



als „Meernixen“ angekündigt, während der Vorstellung zusammen mit den Seelöwen ins Wasser gehen, erwerben durch eine Portion Fische sofort ihre sicheren Sympathien. So kommt es, daß die eine von ihnen, „Miss“ Elly Heigel, übrigens eine waschechte Münchnerin und noch vor wenigen Wochen Amateurmeisterin im Donau-Schwimmen, für ihre plötzlich erkrankte Vorgängerin ohne Umstände einspringen konnte. Die andere hübsche Wasserfee, die Engländerin Miß Ferry, ebenfalls eine preisgekrönte Schwimmerin, arbeitet mit den Seelöwen schon seit sieben Jahren im Bassin. Sie beißen genau so wenig wie ein Hund und sogar noch weniger. Denn sie kriegen niemals die Tollwul.

Ihr Wärter ist ein alter Mann, der schon seit zehn Jahren in Mr. Winstons Dienste steht. Ein halber Zauberdoktor und ein ganzer Sonderling, der grundsätzlich nur noch mit Seelöwen spricht. Er besorgt alles, wenn es auf die Reise geht. Und das ist keine Kleinigkeit. Die sieben Käfige und die drei Wasserbassins der Seelöwen werden in zwei besonders eingerichteten Eisenbahnwaggons befördert. Sie führen das stattliche Gewicht von 20 000 Kilogramm mit sich. Dauert die Fahrt länger als zwölf Stunden, werden die Bassins außerdem noch mit Wasser gefüllt, damit die Seelöwen baden können. Sechstausend Mark hat man für ihre letzte Reise von München nach Berlin bezahlt.

Auch die technischen Schwierigkeiten der Vorstellung selbst verdienen alle Hochachtung. Alle Morgen muß das sechs Meter breite und vier Meter tiefe Bassin, das zunächst im Hintergrund der Bühne steht, mittels komplizierter Schlaucheinrichtungen geleert und frisch gefüllt werden. Mit dicken Eisendrähnen ist es an der rückwärtigen Bühne angesieilt, und erst kurz vor Beginn der Szene wird es auf Schienen und Rollstangen in den Vordergrund befördert. Die Seehunde watscheln aufgeregt wie eine Herde Gänse über den Kulissenhof auf die Bühne, tauchen ins Wasser, und die Vorstellung beginnt.

Kurt Lubinski.

**WARUM**  
*bevorzugt*  
*der Feinschmecker*  
*seit 35 Jahren*  
**MENES**  
**ZIGARETTEN**  
**WIESBADEN**  
**WEIL**  
*die Mischungen*  
*aus edlen*  
*Orienttabaken*  
*bestehen*



Beliebte Konsum-Marken  
M. W. Grobformat 5 Pfg.  
Industrie „ 8 Pfg.



# Sprengel,

## SCHOKOLADE KAKAO PRALINEN

*haben die Führung  
durch ihre Güte*



**B. SPRENGEL & CO. HANNOVER**

## HAND UND CHARAKTER

Fortsetzung

erkannt werden. So unterscheiden sich z. B. deutlich die bei Klavierspielern und Maschinenschreibern anzutreffenden, abgeplatteten Fingerspitzen von angeborenen, sogenannten „viereckigen“ Fingern, ebenso sind „Stauungsfinger“, wie sie bei Zirkulationsstörungen des Organismus vorkommen, nicht mit angeborenen „klobigen“ Fingern zu verwechseln.

Von den auch von ungeschulten Augen leicht wahrnehmbaren Unterschieden der Handformationen sind in beifolgenden schematischen Zeichnungen einige Beispiele gegeben.

Einen diebisch veranlagten Menschen, wie den oben erwähnten Herrn Y., würden wir aus den sehr schmalen, blassen, ins Bläuliche oder Gelbliche spielenden, viereckigen und häufig auch brüchigen Nägeln erkennen. (Fig. I.)

Sind die Nägel schmal, lang und gewölbt (Fig. II): Unaufrichtigkeit, Gewandtheit, Ehrgeiz und Herrschsucht.

Brutalität verrät uns nicht nur die schwere, klobige (rötlich getönte) Hand, wie sie Fig. III zeigt (und die zu gleicher Zeit auch von Gutmütigkeit spricht), sondern es genügt, einen derart überentwickelten Daumen zu sehen, um diese Diagnose stellen zu können. Findet sich ein solcher Daumen in einer sonst schwachen, zarten Hand, verschiebt sich das Charakterbild nach der ungünstigen Seite, denn wir müssen in einem solchen Falle auch kalte Berechnung und Grausamkeit zu der vorhandenen Brutalität addieren.

Nr. IV zeigt die charakteristische Haut des minderwertigen „Weibchens“: Luxuriös, unzuverlässig, unaufrichtig, faul, verschwenderisch, launenhaft, mißgünstig und kleinlich sind die Besitzerinnen solcher Hände.

Der Denker hat „Knoten“ (— die sich nicht mit Gichtknoten verwechseln lassen —) am ersten Fingerglied (Fig. Va), während solche am zweiten Fingerglied (Fig. Vb) auf praktische Systematiker schließen lassen. Knoten an beiden Fingergliedern (Fig. Va und b) kennzeichnen einen ordnungsliebenden und schaffenden Menschen, dessen gan-



zes Leben unter dieser Flagge steht, der aber, falls die Hand außen und innen wenig Fettansatz zeigt und sowohl Finger als Nägel eckig sind, die Diagnose: „Pedant“ und „starrer Charakter“ hinnehmen muß.

Viereckige, sich leicht nach der Spitze zu verbreiternde Nägel (Fig. VI), in eher größer als kleiner Hand, weisen auf technisch-mathematische Fähigkeiten hin (Ingenieure, Architekten), während rundliche Nägel (Fig. VII) in Verbindung mit anderen Zeichen auf künstlerische, besonders musikalische und schriftstellerische Anlagen schließen lassen.

Um nun aber ein genaues Charakterbild zu erhalten, muß man auch die Innenfläche der Hand, die sogenannte Palma, studieren.

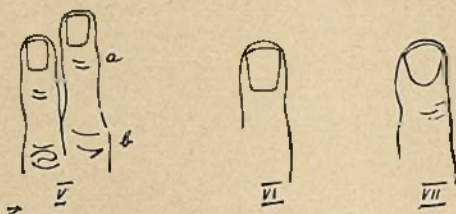


Fig. V. Bei a der „Denkerknoten“, die Verdickung bei b das Zeichen des praktischen Systematikers. Der viereckige, oben verbreiterte Nagel bei Fig. VI verrät technisch-mathematische Fähigkeiten, der runde Nagel von Fig. VII künstlerische Anlagen.

In der Palma sind nicht, wie in Laienkreisen meist angenommen wird, die Linien, sondern die „Berge“, jene mehr oder weniger ausgeprägten Gebilde des Handtellers, für die Analyse von ausschlaggebender Wichtigkeit. Die Linien sind das Lieblingsgebiet der okkulten Chiromanten, die sich ihrer hauptsächlich zum Zukunftsdeuten bedienen, und mit deren Hilfe präzise Ereignisse vorausgesagt werden sollen. Der Chirologe jedoch, der die Handdeutung unter ganz anderem Gesichtswinkel und zu anderen Zwecken betreibt, mißt ihnen untergeordnete Bedeutung bei und verwendet sie gewöhnlich bloß, um dem fertigen Charakterbild den Firnis zu geben. Jedenfalls konnte er für seine Arbeit weit eher auf die Linien als auf die Berge verzichten.

Es gibt sieben Berge, die jedoch nie vollzählig und gleichmäßig entwickelt in ein und derselben Hand anzutreffen sind. Je

# Sprengel

## SCHOKOLADE

## KAKAO

## PRALINEN

*haben die Führung  
durch ihre Güte*



**B. SPRENGEL & CO. HANNOVER**



---

# OCKELMANN & BUSS WANDSBEK

*Papier-  
verarbeitungswerk  
Lithographische  
Kunstanstalt*

fertigen an:

Heiligenbilder und Postkarten  
für Indien, billige Spielkarten,  
Plakate, Kalender, Etiketten,  
Faltschachteln für jede Branche  
in Offset und Steindruck

\*

Verlag von Spielwaren, wie  
Quartetts, Frage und Antwort-  
und Schwarze Peterspiele.

nachdem sie stark oder schwach entwickelt sind, bzw. gar nicht auftreten, und wie sie sich zueinander verhalten, ergibt sich der Schlüssel zur Charakterbestimmung und damit gewissermaßen zum Schicksal.

Findet man in einer Hand einen stark entwickelten Daumenballen (an der beigegebenen Zeichnung ist nur der Sitz der einzelnen Berge zu sehen, die diversen Entwicklungsmöglichkeiten vorzuführen würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen), kann man mit Sicherheit auf einen sehr genüßsüchtigen, oberflächlichen und sinnlichen Menschen schließen. Auch ist er lebenswürdig, mitteilksam und lebhaft. (Fig. VIII, 1.)

Ein stark entwickelter Berg in der Mitte der Handschneide (Fig. VIII, 6) gibt den untrüglichen Beweis für einen mutigen, unter Umständen rauflustigen Typus, der kein Kostverächter ist, auch gerne trinkt und spielt, der das Abenteuer liebt und in seiner Ausdrucksweise leicht derb, ja obszön wird.

Aus diesem Holz sind Apachen, Deserteure und eine bestimmte Kategorie Abenteuerer geschnitzt.

Die Kombination von Berg 1 und 6 in derselben Hand ergibt, falls die Hand „weich“ ist, den, milde gesagt, skrupellosen Frauenjäger, ist die Hand „hart“, haben wir den brutalen, aber immerhin noch gutmütigen Verbrecher vor uns, wie man ihn in Dirnen- und Zuhälterkreisen oft findet.

Wesentlich verschlechtert wird die zu stellende Prognose, wenn sich zu diesen beiden Bergen, als dritter im Bunde, Berg Nr. 3 gesellt.

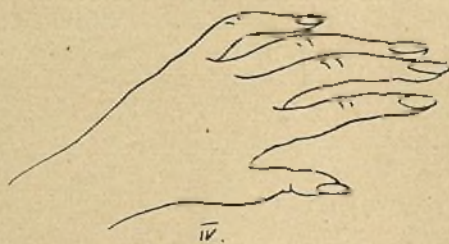
Dieser Berg, unterhalb des Mittelfingers, ist, wenn stark entwickelt, das Kennzeichen für kalte, berechnende, menschenfeindliche und lügnerische Naturen. Die Kombination der Berge 1, 3 und 6 deutet auf eine ausgesprochen kriminelle Veranlagung, falls, was nochmals betont sei, alle drei sehr stark entwickelt sind.

Ist Berg 3 nur schwach entwickelt, übt er einen guten Einfluß auf sonst zu impulsive, zu lebhaft Charaktere aus; es ändern sich in diesem Falle seine oben angeführten Eigenschaften: Kälte, Berechnung usw. in Zurückhaltung, Ueberlegung, Vorsicht und Selbstbeherrschung.



Die Beurteilung, ob Berge stark, schwach oder normal entwickelt sind, ist anfangs schwierig und läßt sich theoretisch kaum erlernen, sondern muß in der Praxis, am lebenden Material, erfaßt werden.

Ein stark entwickelter Berg Nr. 7 in weißer, weicher Hand, verrät einen Träumer und Phantasten, einen schüchternen Schwärmer. Mit anderen Schwächezeichen gepaart, ist er ein Charakteristikum für pathologische Lügner und diverse andere pathologische Veranlagungen. Hysterische Frauen, weibliche Männer haben häufig einen stark entwickelten Berg 7.



Das minderwertige „Weibchen“: luxuriös, unzuverlässig, faul, verschwenderisch und launisch.

Ist die Hand eine harmonische, kräftige, aktive, wandelt sich die Bedeutung dieses Berges sehr wesentlich: Sie erzählt dann von phantasiebegabten Künstlern, von Idealisten, die einem großen Gedanken zuliebe jedes Opfer bringen können.

Einen starken Berg Nr. 7 in sehr langen, schmalen, schwächlichen Händen findet man häufig bei Personen, die zum Mystizismus, zur Askese neigen oder an fixen Ideen leiden, und man geht meist nicht fehl, wenn man diese Absonderlichkeiten auf eine kranke, tief versteckt ruhende Erotik zurückführt.

In Verbindung mit Berg 3 ist Berg 7 oft das Kennzeichen für geistige Störungen.

Ein gemeinsames Auftreten von Berg 4 und 7 ergibt starke künstlerische Begabung; tritt hinzu noch Berg Nr. 5, ist die Kombination als sehr glücklich anzusprechen, denn dieser Berg weist auf rasche Auffassung, Fleiß, Geistesgegenwart und praktischen Sinn; alles Eigenschaften, welche die bereits durch Nr. 4 und 7 gegebenen vorteilhaft ergänzen.

**Imn**  
**fröhen**  
**Geniebtwoerht:**

Das erste große nach  
Friedenskrieg erschienene  
**Konversationslexikon**  
in 4 Bänden  
gänzlich umgearb. und wesentlich vermehrte  
Ausgabe von Brockhaus kleinem Konversations-  
lexikon. Umfaßt das gesamte Wissen d. z. Gegenwart.

Etwa 2900 zweifalt. Textf.	160 einfarb. u. 80 bunte
100000 Stichwörter	Tafeln u. Kartenseiten
85 Abstraktionen und	m. insges. üb. 7500 Bild.
Zeittafeln.	u. Karten auch im Text
Band 1-4 elegant in Halbleinen geb. je 18 Mark.	
Plus der Beschreibung der Transfurter Zeitung:	
Es ist in der Tat fast unglaublich, mit welcher	
Vielseitigkeit dieses Wert hergestellt ist. Man	
mag in ein Wissensgebiet greifen, in welches	
man will, überall findet man das Wichtigste und	
Neueste bezeichnet.	

**Spezialprospekt kostenlos**  
Auf Wunsch liefere ich auch jeden Band  
eigeln gegen Monatszahlung von **4 Mark**  
für die Halbleinerausgabe bzw.  
**5 M.** für die Halbpergamenausgabe.  
Alle 4 Bände zusammen  
monatlich **14 M.** bzw. **18 M.**  
mit 10% Zeitzahlungszuschlag,  
der bei Barzahlung fortfällt.

**Buchhandlung**  
**Karl Bloch**  
Berlin SW 68, Kochstr. 9  
Postfachkonto 20749

**Der Neue Brockhaus**

**Bestellschein**

Bestelle bei der Buchhandlung **Karl Bloch**, Berlin SW 68,  
laut Inserat im kleinen Magazin „**Mh**“, den **neuen**  
**Brockhaus** in 4 Bänden, Band I, II, III, IV in Halbleinen  
gebunden je 18.— M. in Halbpergam. gebunden je  
25.— M. Der Betrag — die erste Rate — folgt gleich-  
zeitig — ist nachzunehmen. Der Betrag wird durch  
Monatszahlungen von ..... M. unter Anrechnung eines  
Zeitzahlungszuschlages von 10% beglichen. (Nicht ge-  
wünschtes gest. zu durchstreichen.) Erfüllungsort Berlin.

Ort und Datum: .....

Name und Stand: .....



**REISEGEPÄCK-  
VERSICHERUNG**

**EUROPÄISCHE**

**Güter- und  
Reisegepäck-Versicherungs-  
Aktiengesellschaft**

**BERLIN SW 48**  
Wilhelmstraße 35

**K O L N**  
Ursulagartenstraße 19

**M Ü N C H E N**  
Theatinerstraße 17

\*

Policen sind bei den  
Gepäckschaltern der  
Bahnen, bei den mei-  
sten Reisebüros, bei  
zahlreichen Hotels,  
Spediteuren und  
sonstigen Stellen so-  
wie bei der Gesell-  
schaft erhältlich

Schäden werden auch bei den  
„Europäischen“ in Amsterdam / Barce-  
lona / Beigrad / Bern / Budapest  
Bukarest / Christiania / Helsingfors  
Konstantinopel / Kopenhagen / Lissa-  
bon / London / Luxemburg / Madrid  
Paris / Prag / Rom / Stockholm  
Warschau und Wien reguliert

Ist Berg Nr. 5 zu stark entwickelt, haben wir es mit gewiegten, schlaunen Geschäftsleuten zu tun, mit Praktikern, geschickten, anpassungsfähigen Menschen, deren Lauterkeit aber nicht immer ganz einwandfrei ist.

Im Gegensatz zu diesen stehen die Besitzer eines starken Berges Nr. 2: Solche stellen ideale Ausbeutungsobjekte dar. Sie sind gutmütig, liberal und freigebig, sehr eitel, und leiden etwas an Großmannssucht, sind daher Schmeichlern leicht zugänglich. Ihre Eitelkeit und eine gewisse Schwäche für Aeufßerlichkeiten sind Steine auf ihrem Lebensweg, über die sie oft straucheln. Andererseits aber sind solche Menschen überall beliebt und erreichen durch ihr persönlich angenehmes Wesen leicht so mancherlei, was anderen Menschen nur mit Hilfe langer, zäher Arbeit möglich ist. Wir finden bei dem eben beschriebenen Typus auch einen stark ausgeprägten Familiensinn; weniger kann man aber auf ihre Treue dem anderen Geschlecht gegenüber rechnen.

In Verbindung mit Berg 6 ergibt Nr. 5 einen Prasser, einen zügellosen Genießer von Speise, Trank und anderen leiblichen Freuden; gesellt sich noch Berg 1 zu dieser Kombination, haben wir einen unersättlichen Sinnenmenschen vor uns, jenen Typus, der vom Tier im Menschen völlig beherrscht wird.

Berg 3 und 5 in magerer, blasser, sogenannter „trockener“ Hand zeigt uns den herzlosen Wucherer an; bei Frauen weist diese Zusammenstellung auf Hang zur Giftmischerei. —

Die Hände der sexuell Anormalen lassen Schlüsse auf die Art der Abweichungen des Gefühlslebens zu, in den Händen Geisteskranker kann man meist das Leiden und dessen Ursprung erkennen und, wie wir bereits oben sahen, sind sowohl ausgeprägte verbrecherische als auch künstlerische Anlagen aus den Händen festzustellen. Daß zwischen Genie, Irrsinn und Verbrechen nur schmale, häufig stark verwischte Grenzen bestehen, ist heute allen interessierten Kreisen und selbst bei Laien bekannt. Inwieweit sich diese Grenzen von Chirologen festlegen lassen, sei einem weiteren Artikel vorbehalten.



## „UNMOGLICH, HERR STERN ...“

Fortsetzung

Im allgemeinen aber möchte ich feststellen, daß mit den Frauen in Sachen Kleidung besser auszukommen ist als mit den Männern.

Die Arbeit war frei und künstlerisch bei Reinhardt, seine Anregungen wertvoll, kühn und neu. Die Eindrücke, die ich bei meinen sehr flüchtigen Beziehungen zu dem Betrieb in den Hoftheatern gewann, waren dagegen durchaus unerfreulich, und ich konnte von Glück sagen, daß aus einem Vertrag, den ich einmal mit einer süddeutschen Hofbühne abschließen sollte, nichts wurde. Ich sollte zunächst einmal nur das Kostümwesen leiten, das Dekorative sollte mir erst nach dem Tode gewisser Hofräte zufallen. Das Vetorecht einer gewissen Prinzessin aber hätte ich mir, in gewissen kitzlichen Kostümfragen, gefallen lassen sollen. Ich wurde also nicht Hofbeamter.

Ebenfalls in diese Zeit fallen allerlei Experimente auch in dekorativer Hinsicht: „Der Bettler“ von Sorge, die „Seeschlacht“ von Goering und die „Wupper“ von Else Lasker-Schüler. Im „Bettler“ wurde ein Experiment versucht, das später sozusagen das Programm eines neueröffneten und modernen Theaters bildete. Es wurde ohne Dekorationen, vor schwarzem Samt, gespielt, und nur ein an Drähten hängender Fenster- oder Türrahmen mit ein paar Möbeln, zusammengehalten durch verschiedene Lichtquellen, bildete den Schauplatz.

Mit den Dichtern bin ich meist ausgezeichnet ausgekommen, nicht ganz so gut mit Wedekind wie mit Hofmannsthal. Einer von ihnen, ein stiller, feiner Mensch, brachte stets auf die Proben Schokolade mit. Gab es irgendwelche Kontroversen zwischen Regisseur und mir, so zog er wortlos, mit schüchternem Lächeln ein Täfelchen aus der Tasche und schob es den Streitenden in den Mund. Äußerst gründlich in bezug auf die Ausstattung seiner Stücke war Beer-Hofmann. Er beschrieb mir, wie er sich jede Sandale, jeden Kostümfeststoff, jede Perücke, jede Wolke, jeden Fels, jeden Blitz gedacht habe. Aber nicht einmal, fünfmal, achtmal, zehnmal; und nach der Premiere,



## MINIMAX HANDFEUERLÖSCHER

Bester Selbstschutz  
bei Brandausbruch

Von jedermann sofort anwendbar,  
leicht handlich, langjährig haltbar

SONDERTYPEN:  
PICCOLO-MINIMAX  
für Haushalt  
AUTO-MINIMAX  
für Kraftfahrzeuge



## MINIMAX-TRESOR SYSTEM TAEGEN D. R. P.

zum Einmauern in Wände,  
freistehend, einsetzbar in  
Truhen usw.

Feuersicher, schmelzsicher, diebesicher. Unübertriffene Schutzfüllung



MINIMAX A.-G.  
Berlin NW 6, Schiffbauerdamm 20



als er sich liebenswürdig und dankend verabschiedete, fragte er in seiner freundlichen, österreichischen Art: „— Sagen Sie mir aufrichtig, gab es in Ihrer ganzen Theaterzeit einen Dichter, der sich so wenig in Ihre Arbeit einmischte, Ihnen so vollkommen alles überließ, wie ich?“ Ich darauf: „Es gab einen, Herr Doktor!“

„So, da bin ich aber neugierig, wer denn?“

„Shakespeare!“

Eine Lieblingsidee Reinhardts, die ihn noch beschäftigt, waren Aufführungen außerhalb des Bühnenrahmens, z. B. in Gärten, Sälen. Bei verschiedenen Gelegenheiten wurde so „Sommernachts Traum“ gespielt, einmal in einer schönen, aber etwas taufeuchten Nacht in Oberbayern, wobei sich manche Elfen stark erkälten und Zettel ins Wasser fiel. Im Schloß Bellevue veranstalteten die Prinzen einmal eine Aufführung von „Minna von Barnhelm“. Der Kaiser hatte nie eine Reinhardtische Aufführung gesehen, und seine Söhne wollten ihm unbedingt eine vorführen. Ich war mit Errichtung einer provisorischen Bühne im schönen Saal des Schlosses beschäftigt, fand aber, als alles fertig war, daß rechts und links, vor den Portieren des Proszeniums, ein passender dekorativer Abschluß, etwa Vasen oder Figuren fehlte. Dies äußerte ich auch zu einer der Hofpersönlichkeiten, die sich um die Veranstaltung zu kümmern hatte. Im Schlosse war aber augenblicklich nichts Passendes aufzutreiben, und da mich noch viele andere Fragen in Anspruch nahmen, fehlte es mir an Zeit, die Sache weiter zu verfolgen. Die Aufführung begann, ich stand auf der Bühne, hinter dem rechten Proszeniumsvorhang, wo ich für mich einen kleinen Schlitz vorgesehen hatte, um den Einzug des Hofes beobachten zu können. Ich hörte Geräusch und Stimmen im Saal, ich stellte mich an meine Beobachtungsöffnung, ich sah aber nichts, ein dunkles Etwas verdeckte die Aussicht. Ich starrte auf dieses Etwas, ich wurde nicht klug daraus. Ich trennte mit meinem Messer den Schlitz weiter auf und nun dämmerte es in mir: Vor dem Schlitz stand tatsächlich eine Figur, aber eine lebende.

Man hatte aus Potsdam zwei lange Kerls in friderizianischer Uniform kommen lassen und so die Lücken am Proszenium ausgefüllt. Ich starrte gebannt auf die beiden, unbeweglich das Gewehr im Arm Stehenden, auch die Schauspieler waren erst etwas nervös darüber, ich glaube auch der Hof. Im Laufe des Spiels aber vergaß man die beiden.

Und eines Tages ging ich auch, dem Zuge der Zeit folgend, zum Film über. Hier lockten, vor allem architektonisch, Aufgaben, die einen in künstlerischer Hinsicht interessieren mußten. Für Lubitsch baute ich den Film „Die Bergkatze“ im bayrischen Hochgebirge. Auf dem Wege Partenkirchen-Mittenwald, im Tal, wurde eine große Burg, mit Kanonen gespickt, errichtet, aber an den Tagen der Aufnahmen fehlte, infolge des allzu milden Winters, der Schnee, und so mußte dieser auf Karren herangeschafft werden. Vierzehn Tage verbrachte unsere ganze Gesellschaft auf dem Kreuzeck, um jeden Tag, noch um 200 bis 300 Meter höher, im Schnee Aufnahmen zu machen. Da zeigte es sich, daß ein Filmregisseur ganz andere körperliche Leistungen von seinen Schauspielern fordern kann als ein armer Theaterdirektor. Es war bewundernswert, wie Pola jeden Tag durch meterhohen Schnee stapfte oder Vater Diegelmann, anzusehen wie Rübezahl, unter den märchenhaft verschneiten Tannen zu einem Aufnahmeplatz kletterte. — Der zweite Film mit Lubitsch war „Das Weib des Pharaos“, der erste große Ausstattungsfilm, den er für amerikanische Rechnung machte. Wir bauten dafür im Steglitzer Sand eine ägyptische Stadt mit einem dreißig Meter hohen Palast und lieferten in den Gosener Bergen manche Schlacht zwischen Aethiopiern (Anführer König Samlak — Paul Wegner) und Ägyptern (Pharao — Emil Jannings). Für die „Flamme“ bauten wir auf freiem Terrain am Zoo eine Pariser Straße von 1860 mit Cafés und Läden, und vom erhöhten Standpunkt des Operators aus sah man rechts die lebhafteste Kinostraße mit bunten Kostümen und links die Gedächtniskirche mit dem Autoverkehr und den bedrückten Berlinern der Inflationszeit.

„Der Uhu“, das neue Ullstein-Magazin, erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Herausgeber: Peter Pfeffer. — Verantwortlicher Redakteur: Walter Zadek, Berlin. — Für die Anzeigen: Reinhold Damerius, Berlin S. — In Oesterreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien.

Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt.

Verlag und Druck: Ullstein, Berlin SW, Kochstraße 22-26.